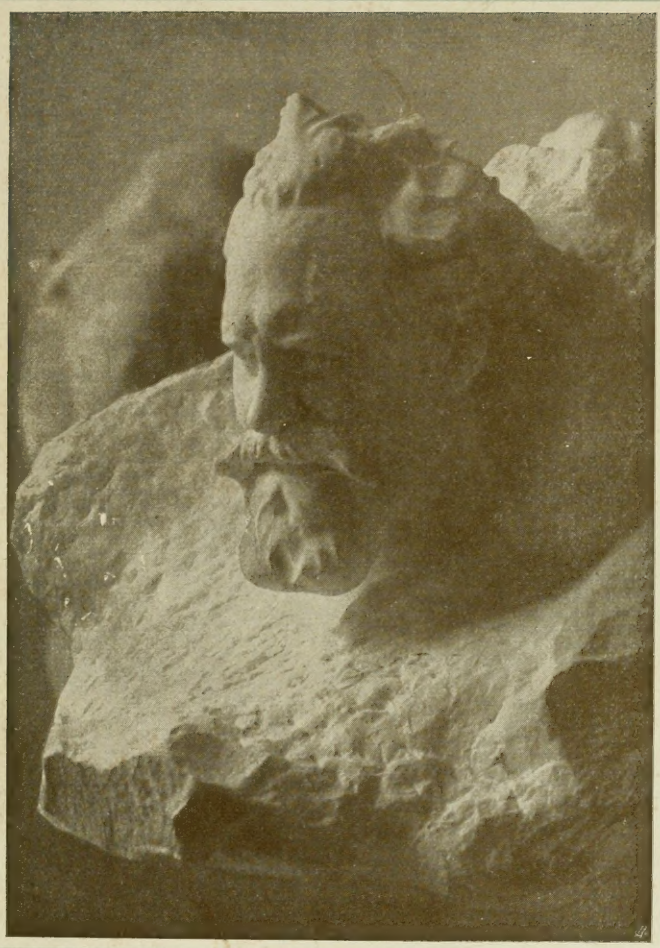
MUSIC - UNIVERSITY OF TORONTO
3 1761 07909454 6

Wilhelm Kienzl



Festschrift

Zu des Meisters 60. Geburtstage herausgegeben

von Hilde Hagen

Graz, Wien, Leipzig.
Verlag von Leuschner & Lubensky's k. k. Univ.-Buchhandlung.
1917.

ML
55
K47F4

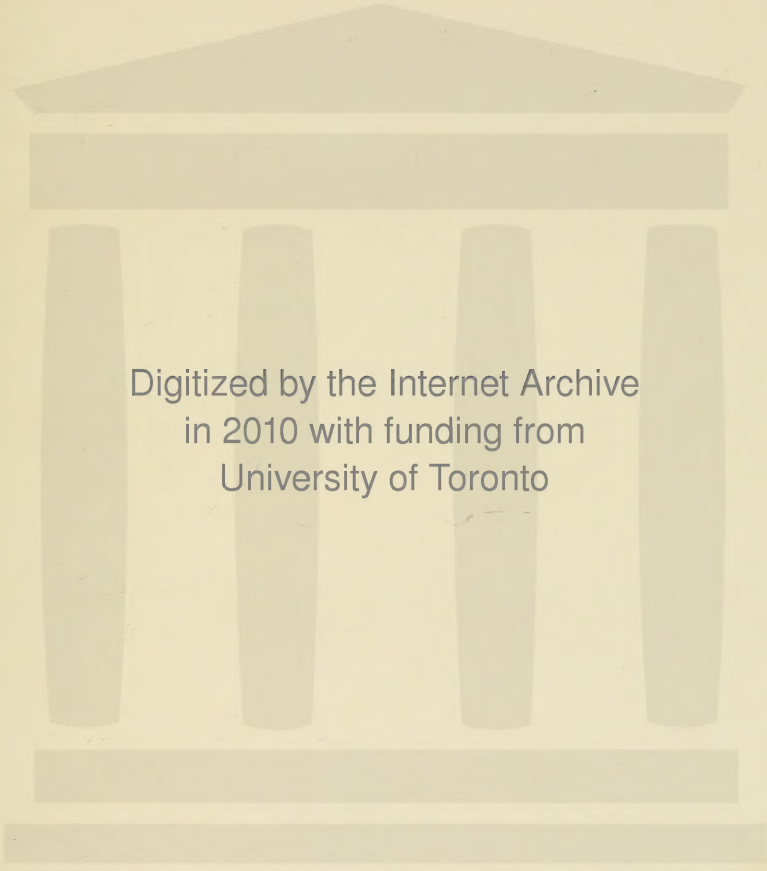
S. 120.—

Dieſes Ehrenſtück

Nr. 23

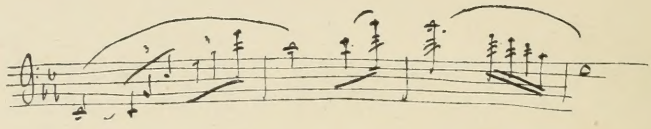
beſitzt .....

.....



Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/festschriftzumse00kien



Wilhelm Kienzl, dem ideal gesinnten, vortrefflichen
Künstler wünscht mit herzlichster Gratulation
zum sechzigsten Geburtstage
noch viele Jahre fröhlichen Schaffens

freundschaftlich ergeben

Richard Strauss.

Garmisch, 23. November 1916.

Festschrift

zum sechzigsten Geburtstage des Meisters

Wilhelm Kienzl

Herausgegeben von

Hilde Hagen

Für den Notpfennig heimkehrender Krieger.

Graz, Wien, Leipzig
Leuschner & Lubensky's Universitäts-Buchhandlung
1917.

ML
557
H47
F4

Zum Geleite.

Ein Schickſal, ein ſchweres, iſt auferlegt,
Dem ſchöpfende Kraft den Buſen bewegt,
Denn folgen muß er dem Herzensdrang,
Gehört ſich nicht ſelber ſein Leben lang.

Adolf Hagen.

LIBRARY
DEC 10 1975
UNIVERSITY OF TORONTO

Deutſche Vereins-Druckerei Graz.

Feiergruß.

(Zu Wilhelm Kienzls 60. Geburtstage.)

Ein Junger noch, mit zweimal dreißig Jahren
Steht er in seines Schaffens grünem Hain
Und um ihn drängen sich der Lieder Scharen,
Das Abendrot flicht seine Rosen drein.
Es stellt sie da und dort zur Festtagsfeier
Gekrönten Hauptes auf die Wege hin
Und legt den schönsten Kranz auf seine Leyer
Und auf sein Haupt das tiefste Lorbeergrün.
Und irgendwo tönt nun ein Glockenläuten,
So schlicht und fromm, wie einer Drossel Schlag —
Was soll der Klang zur Stunde wohl bedeuten?
Ward uns ein neuer Gottes-Feiertag? —
Ein Festtag ist es, dem die Glocken klingen,
Der so an Liedern reich und voll vom Singen!

Ein Festtag ist es, denn sein Morgenschimmer
Blickt uns durch weiße Schleier fragend an,
Und wir vergessen diese Blicke nimmer,
Weil uns aus ihnen etwas kundgetan,
Das größer als des Alltags blinde Seele,
Das stärker als sein müder Herzensschlag,
Das besser als sein Selbst in steter Fehle,
Weil es ein wahrhaft echter Gottestag.
Weil es auf Liedesschwingen uns gegeben
Und Gott selbst lauscht auf seinen reinen Ton,
Und weil in ihm geweiht ein ganzes Leben,
Das unserer Seele bringt den einzigen Lohn,
Den wir im Werktag unserer Zeit errungen —
Drum lauscht dem Lied, noch ehe es verklungen!

Hilde Hagen.

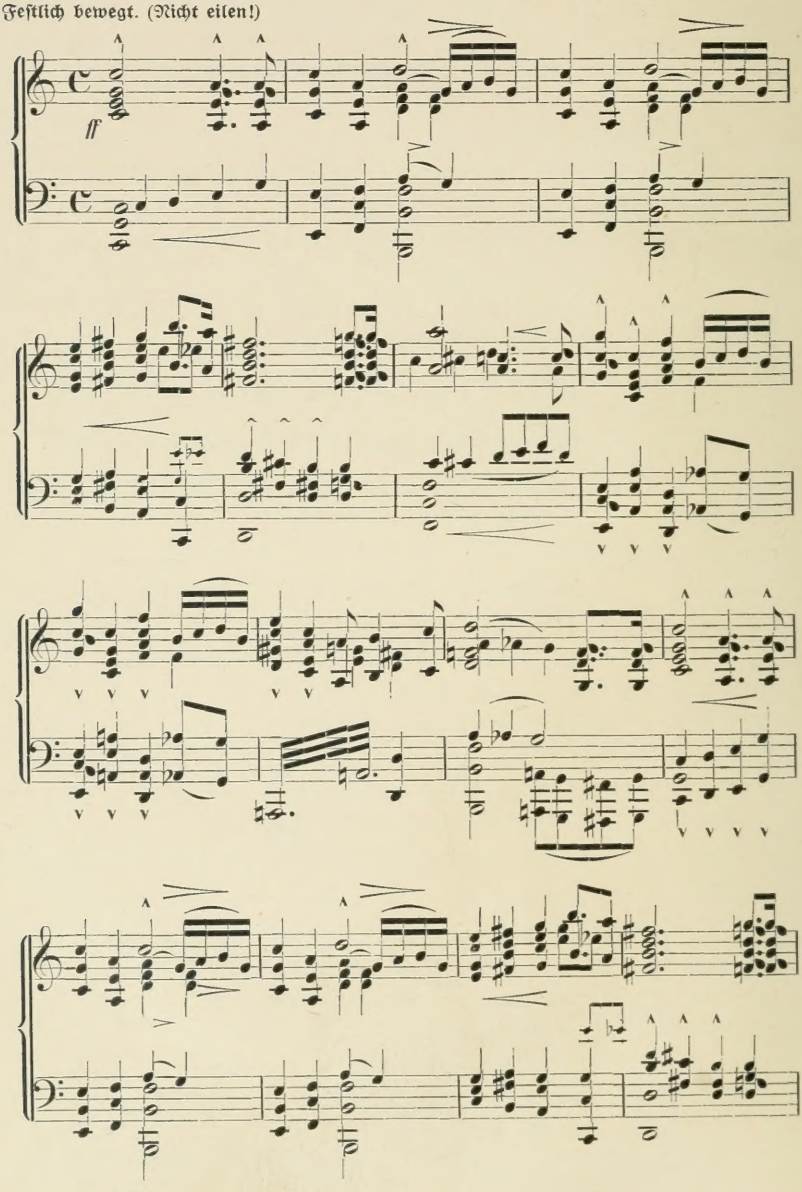
Steirischer Künstler-Huldigungszug.

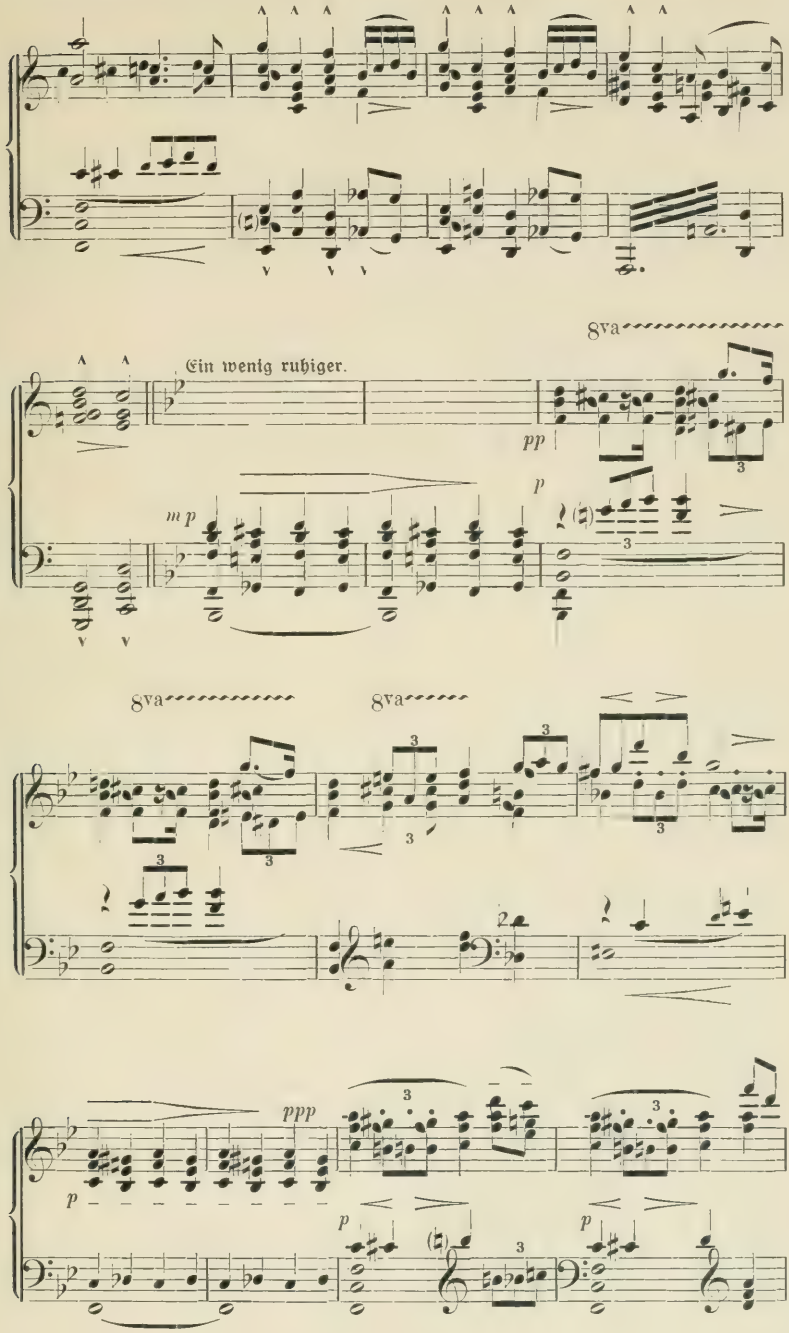
Intrade zu Wilhelm Kienzls 60. Geburtstage.

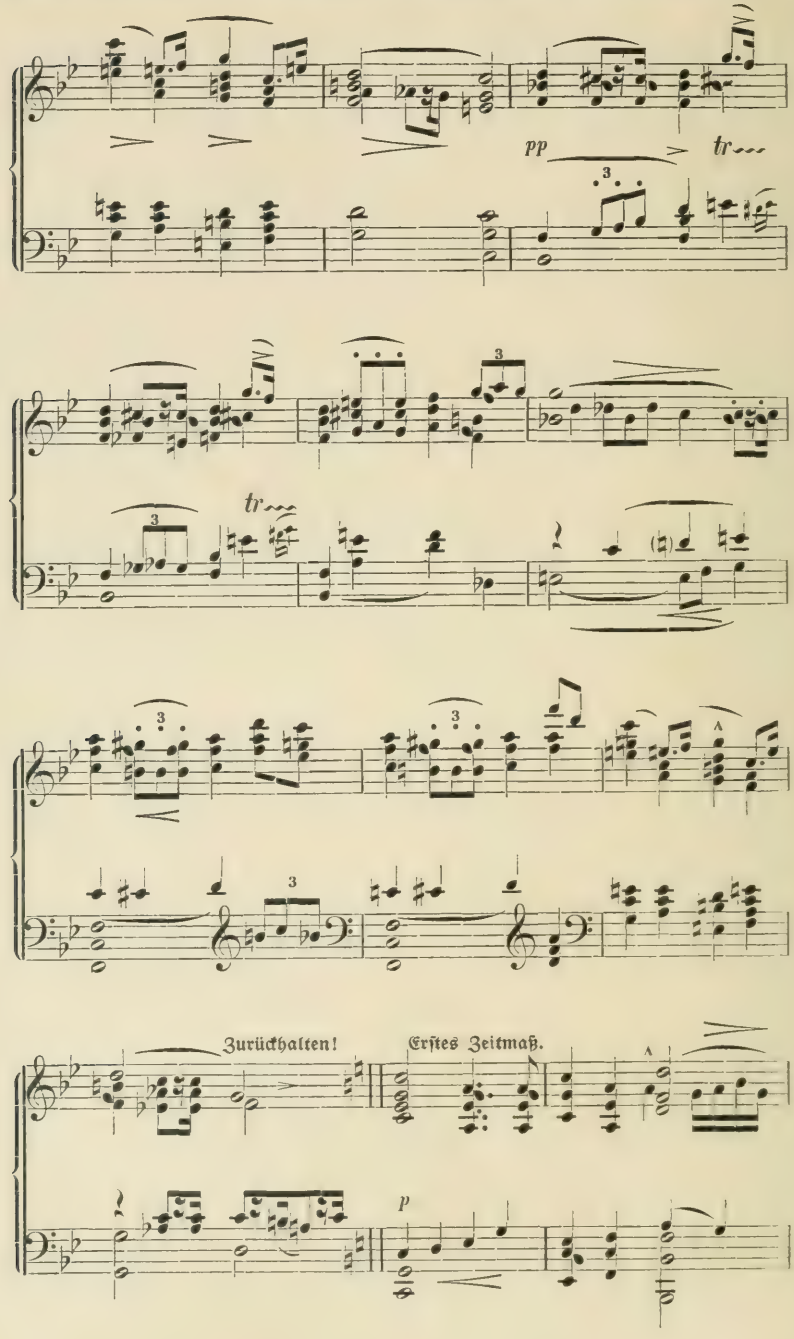
Aufführungsrecht vorbehalten.

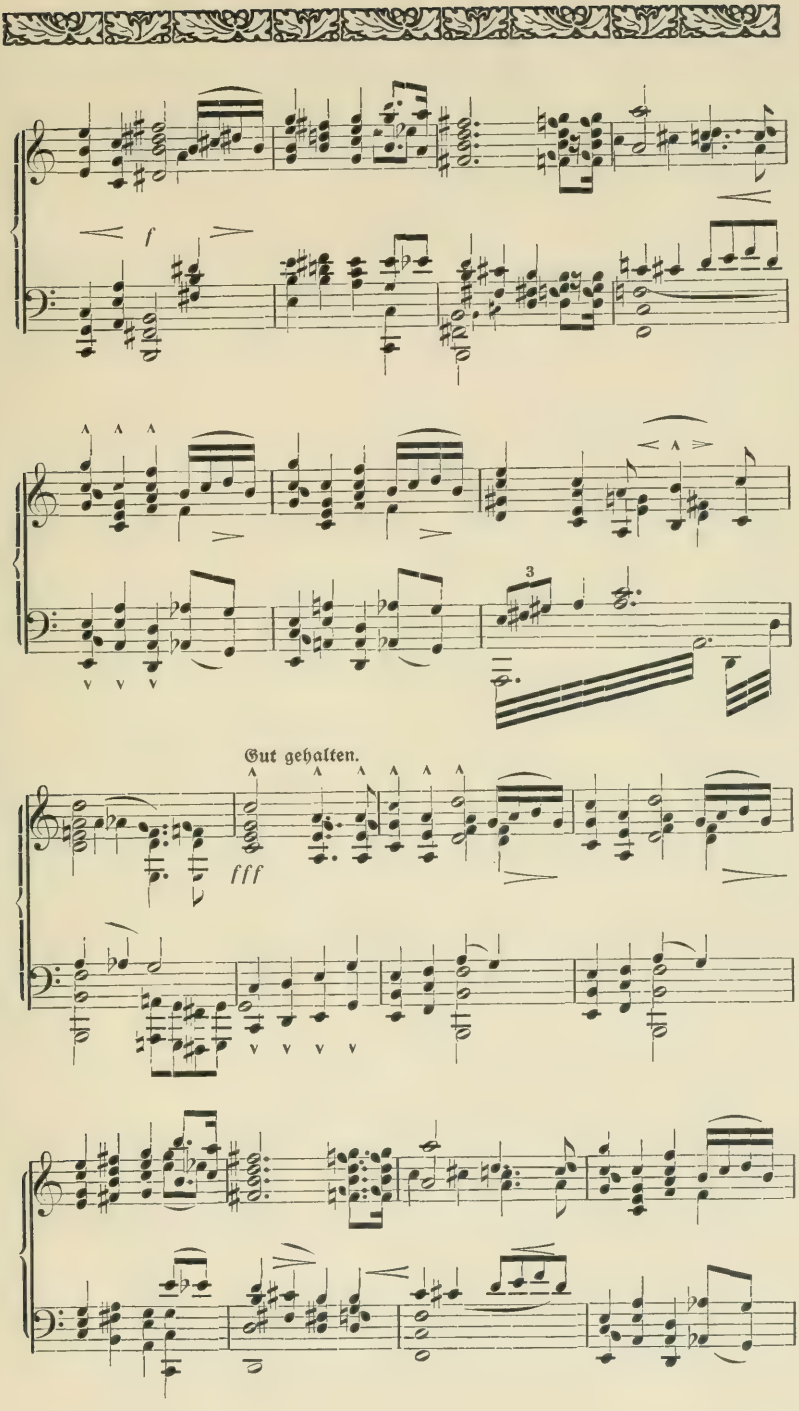
Roderich von Mojsisovics.

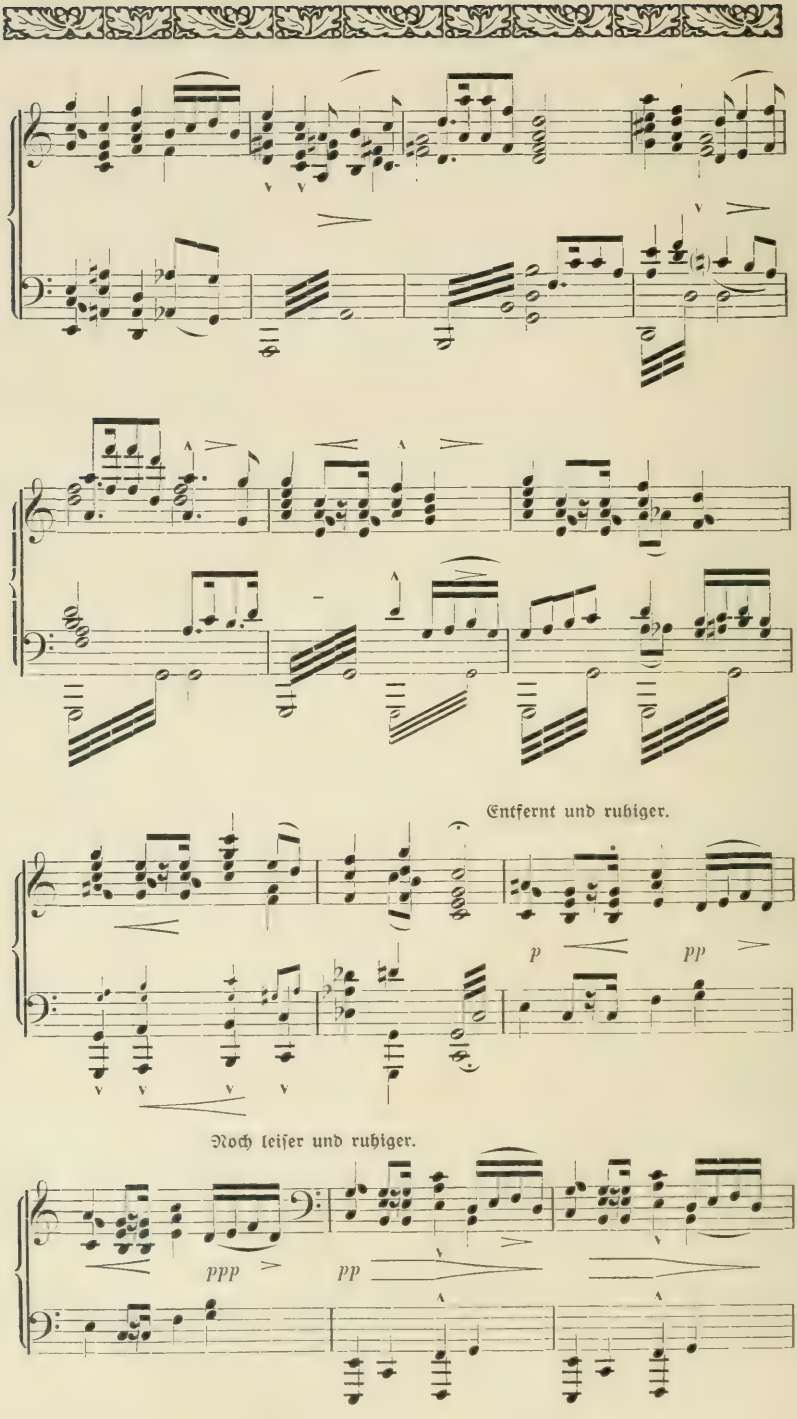
Festlich bewegt. (Nicht eilen!)

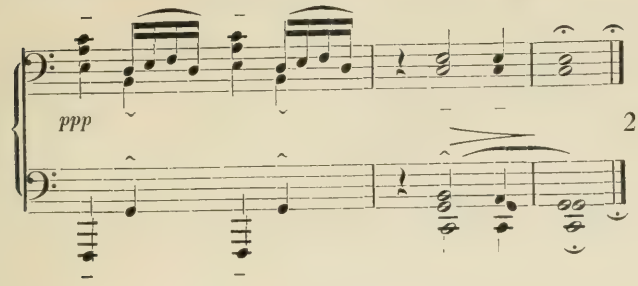



8va
Ein wenig ruhiger.
pp
mp
p
8va
8va
ppp
p
p
p


pp
tr
tr
Zurückhalten!
Erstes Zeitmaß.
p


f
3
Gut gehalten.
fff


Entfernt und ruhiger.
p
pp
Noch leiser und ruhiger.
ppp
pp



Graz,
2./3. November
1916.

An Wilhelm Kienzl

zu seinem sechzigsten Geburtstag.

Ich wollt, ich könnt ein prächtig Lied dir singen,
Das mehr und tief zum Herzen geht,
Wie deine Lieder, die so schön erklingen,
Wenn dich des Schaffens Hauch umweht.

Nicht stolzes Gotteswort kann ich dir künden,
So wie dein Evangelimann:
Ein schlichtes Wort aus tiefen Herzensgründen
Ist alles, was ich bringen kann.

Ein Wort der Freundestreu, ein Wort der Liebe,
Das deinem Menschenwert gebührt,
Und Preis dem Künstler, der im Schaffenstriebe
Der Menschen Seele hebt und rührt.

Mit all den Tausenden, die deinen Klängen lauschten
Und deren Herzen deine Kunst gebannt,
Nah ich mich heute auch dem Ruhmumrauschten
Und drücke still die treue Freundeshand.

Denn was du schufst, wird stets die Welt entzücken,
Doch hast du viel, was auch den Menschen ehrt.
Der Ruhm allein kann Herzen nicht beglücken,
Der Menschen Lieb erst gibt ihm vollen Wert.

Ernst Gnad.

Dem Evangelimann.

Was soll ich sagen, mir fällt nichts ein
Bei deinem Sang voll Melodein,
Voll Himmelssehnen, voll Sonnenschein,
Als schweigend lauschen — und selig sein.

Peter Rosegger.

Auf der Lustspielbühne des Lebens sind 60 interessante Aufzüge sehr wenig. Das Publikum lächelt, wenn es den jungen Autor sieht und ein Wort wie Testament hört...

Graz, Jänner 1917. **Dr. E. Decsey.**

Meister Wilhelm Kienzl zum 60. „Auferstehungstag".

Auferstehung.

(Ein Frühlingslied.)

Nie griff ans Herz mir so der Lenz
Wie heut, da unterm Eis erklang
In silberstimmigster Kadenz
Der Wasser Frohgesang.

Und wie mit Schall die Rinde brach,
Darunter hell der Frühling schrie,
Da schwamm das Eis den Wassern nach
Und klang so hell wie sie.

O Eis, das singend so vergeht.
Wie groß ist, Frühling, deine Macht!
O tiefes Wort, das aufersteht
Und sagt: Es ist vollbracht!

Franz Karl Ginzkey.

Der Evangelimann.

Wilhelm Kienzl gewidmet von **Oskar Wiener** (Prag).

Der Abendstern glüht über'm Tann;
Vom Dorf her kommt ein alter Mann.
Es wankt die dürftige Gestalt
Die steile Straße hoch zum Wald.
Vor jedem Wegkreuz bleibt er stehn;
Die grauen Greisenhaare wehn,
Auf dem Gesicht liegt tiefe Ruh,
Es singt sein dünner Baß dazu:
Selig sind nur, die Schiffbruch leiden,
Denn ihnen steht der Himmel an.
Ihr Menschen, lernt euch früh bescheiden;
Wohl dem, der sich bescheiden kann.

Der alte Mann ist nicht allein,
Ihm folgen viele Kinderlein.
Sie drängen eifrig hinterher,
Als ob der Zug ein Reigen wär.
Kein Kummer drückt die frohe Schar
Und ihre Stimmen klingen klar:
Selig sind, die Entbehrung leiden,
Sie ziehen in den Himmel ein.
Wir wollen Glanz und Reichtum meiden,
Und unschuldsvoll im Herzen sein.

Der abendliche Glanz verbleicht,
Jetzt hat der Zug den Forst erreicht.
Mühselig strebt der Greis voran,
Die Kinder folgen wie im Bann.
Nun klingt ihr Lied von ferneher
Als ob es voller Tränen wär:
Wir wollen uns wie Bettler kleiden,
Demütig dulden jeden Streich.
Selig sind, die Verfolgung leiden,
Denn ihrer ist das Himmelreich.

November 1916.

Dem hochgeschätzten Tonmeister W. Kienzl zum 60. Geburts-Gedenktage gewidmet.

Deutschem Liede ward die Krone.

Als des Lebens Urgewalten
Einst vor unnahbaren Zeiten
Mächtig rangen zum Gestalten
In des Weltalls Riesenweiten;
Als die Schöpfungswogen wallten
Und in ungeheurem Kreisen
Sternenheere rings sich ballten
In geregelten Geleisen:
Flammt empor der Strahl zum Werden,
Ward der Sonne Licht geboren,
Weckt den Ton aus Himmelstoren
Und der Ton ist Glück geworden
Für die Menschheit aller Zeiten,
Hebt mit himmlischen Akkorden
Sie empor aus Not und Leiden!
Und das Licht schuf Lust auf Erden...

Deutschem Liede ward die Krone,
Deutschen Sängern ward die Sendung,
Vor der Schöpfung Strahlenthrone
Zu bestehen mit Vollendung!
Was die Menschen Großes sinnen
Und vollzieh'n im höchsten Drange,
Was sie hoffen, leiden, minnen:
Alles tönt im deutschen Sange!
Ihn zu lieben, ihn zu preisen
Aus dem innigsten Gemüte,
Wenn die Hochgesänge kreisen:
Deutsches Volk, sei nimmer müde!

Wien, 11. November 1916. **Ant. Aug. Naaff.**

Die Macht der Sehnsucht.

An Wilhelm Kienzl.

(In Erinnerung an eine Stunde des Beisammenseins.)

Im festlich hellen Saal, beim Geigenklange,
Ward rings gescherzt, gebechert und gelacht. —
Wir sprachen von der Herzen stillem Drange
Und von der Sehnsucht ungeheuren Macht:

Wie sie erschüttere des Künstlers Seele,
Wo eine andre sich noch kaum bewegt,
Wie sie mit wilder Marterpein ihn quäle,
Wo kaum ein andrer Puls noch schneller schlägt,

Und wie ihm größrer Schmerz die Brust zerwühle,
Wenn in der Ferne die Geliebte weilt,
Als ihn der reiche Kaufherr etwa fühle,
Wenn Untergang im Sturm sein Schiff ereilt. —

Ja, Sehnsucht ist das herbe Vorrecht aller,
Die ein den Erdenkindern fremder Geist
Im Wüstenland als opfervolle Waller
Geahnte, schönre Welten suchen heißt.

Allein, wenn sie der Sehnsucht Dornen pressen
Ans Herz, ans blutende, mit heißer Brunst —
Dann blüht aus ihren Qualen unermessen
Die dunkle Purpurrose auf — die Kunst!

Wolfgang Madjera.

Ich verehre Wagner und bewundere und liebe das meiste seiner Musik. Aber ich hasse die Pöbelgeister, die aus dem erfolgreichen Genie ein Dogma brauen und in diesem Falle die „Wagneritis“ erzeugten. Daß sich trotz dieser Wagneritis ein Werk wie der „Evangelimann“ durchsetzen und behaupten konnte, ist eine der wenigen erfreulichen Erscheinungen im Kunstleben der letzten Jahrzehnte.

Otto Ernst.

An Wilhelm Kienzl.

Du bist treu und unwandelbar wie die Berge Deiner Heimat. Und doch ist es mir, als wärest Du jeden Tag ein Neuer. Die Lust des Erlebens, die Dir ununterbrochen fließt, strahlst du ohne Unterlaß und in verschwenderischer Fülle auf deine Umgebung.

Du kennst alle großen Meister der Vergangenheit und Deine kindliche Bescheidenheit ihnen gegenüber ist ebenso groß, wie Dein berechtigter Stolz gegenüber der Überhebung des Philisters. Im Leben bist Du der bescheidenste und gewissenhafteste Diener all derer, welche Deine Hilfe anrufen, doch in der Kunst bist Du ein Einzelner, ein Herr des Flüchtigen wie des Ewigen.

Wer erfaßt, wie Du, den musikalischen Grundton jeder Stimmung, wenn Freunde an Deinem Flügel versammelt sind, um mit Dir ins Unendliche zu fliegen; — Dein Geist hat Schwingen, und alle, die da schwer sind, trägst Du auf Deinen breiten Schultern hinauf — hinauf in ein lichtes Wolkenreich.

Wenn Du uns, ein hoher Priester, in den Tempel Deines über alles geliebten Richard Wagner einführst, so sind wir geheiligt, und ob es nun die Vernichtungsgedanken seiner Götterdämmerung oder die hoffnungsschweren Erlösungsideen des Parsival oder der Liebestod des Tristan ist, — Du trägst uns hinweg über alle Widersprüche der hier verkörperten Weltanschauungen, denn unsere Seelen müssen Dir, dem großen Rattenfänger zuliebe, den Reigen tanzen im Dienste alles Schönen.

Aber auch kleineren und ganz kleinen von unseren musikalischen Vorfahren sicherst Du mit dem Zartsinne des liebevollen Sohnes lauschige Seitenaltäre in unseren Herzen. Neben Werken bekannterer Meister, wie Jensen und Heuberger, machst Du uns auch mit solchen vertraut, deren jahrzehntelanges Schaffen Tüchtiges hinterließ, ohne je den Erfolg des Genies zu zeitigen. Nicht nur das Grandiose, nein, auch das Ehrenwerte hat Raum vor Deinem milden Blick, und der blitzende Strahl Deiner Mißbilligung trifft den, der vorwitzig oder oberflächlich über ernste Leistungen hinwegzugehen wagt.

Und, wie Du unermüdlich bist im Lehren, so bist Du auch noch immer unermüdlich im Lernen. Mit der Gewissenhaftigkeit des Studenten von Prag und Leipzig, der weder die philosophischen und fachwissenschaftlichen Kollegien, noch die musikalische Unterweisung manches tüchtigen Meisters, am wenigsten aber den eifrigen geistigen Verkehr

mit allen großen Männern seiner Zeit versäumte, bist Du auch jetzt noch ein stets gehetzter Hörer von Kollegien, die das Leben Dir unaufhörlich liest, von Aufgaben, die es Dir stellt, und welche Du restlos zu lösen nie verabsäumst. Aber, weil Du ununterbrochen die schwere Bürde der Pflichten auf Dich nimmst und Dich durch ihre pünktliche Erfüllung täglich von ihnen befreist, so kann auch niemand so frei aufatmen und so toll und jung sein, wie Du einst und jetzt und immerdar. Wer kann, wie Du, wenn die Stimmung es gibt, Silbergulden aus der Nase des Tischnachbars ziehen, Messer schlucken und Wassergläser in der Westentasche bergen?! Es gibt keine Weisheit, die Dir unbekannt wäre, — und doch auch keine lustige Torheit, für welche Du Dich zu gut dünktest.

Du erlebst mit jedem Sinn die Welt und suchst in allem den Sinn der Welt, ein Künstler, ein Weiser, und soviel schenkst Du als Mensch dem Menschen, daß dem, der mit Dir zu leben das Glück hatte, kein Raum bleibt, von all dem zu sprechen, wofür alle Welt Dich bewundert und preist. Schenke der Welt soviele herrliche Opern, wie Gott Dir schenkt, füge Deinen Meisterwerken: Heilmar, Evangelimann, Don Quixote, Kuhreigen und Testament immer Neues und Neues hinzu — uns, denen Du menschlich bereits soviel bist, kannst Du nicht mehr werden.

Wien, November 1916.

Hans Jüllig.

Sehnsucht.

Der verehrten Freundin des Meisters Frau Helene Bauer zu eigen.

Über träumende Wiesen durch das eisgrüne Tor des Mondes
Schreitet ein Weib mit rotgoldnen Haaren im Mai —
Schreitet an Straßen — an Stegen — an Brücken vorbei,
Weit hinein in die Nacht und in's blühende Leben.
Kommt auch an meinem Lager vorbei,
Um mir beide Hände zu geben —
Doch meine Hände hab' ich nicht frei,
Und so muß ich mein Herz ihr geben.

Sie nimmt es und geht. — Und ich mit Bangen
Bin meinem Herzen nun nachgegangen...

Hilde Hagen.

Unter Eichen.

Unter Eichen — unter Eichen,
Welche breite Kronen tragen,
Deren Häupter lichtwärts ragen,
Stehen stolze Runenzeichen
Tausendjähr'ger Heldensagen
Deutscher Kraft und deutscher Treue,
Daß sich jeder baß erfreue,
Der daran vorübergeht.

Unter Eichen — unter Eichen,
Die mit wucht'gen Ästen schatten,
Liegen Söhne, Brüder, Gatten —
Deutschlands stolze Ehrenzeichen.
Helden, die geblutet hatten,
Daß die Tapferkeit und Treue
Wie der Eichwald sich erneue,
Den kein Weltsturm niedermäht.

Über Eichen — über Eichen,
Über Stämme, Äste, Kronen
Seh' ich Königsadler thronen —
Deutschlands machtbeseelte Zeichen;
Kraftsymbole allen Zonen,
Daß die deutsche Heldentreue,
Grimmer, stahlbeschwingter Leue
Ungebrochen aufersteht!

Unter Eichen — unter Eichen,
Welche breite Kronen tragen,
Deren Häupter lichtwärts ragen,
Stehen stolze Runenzeichen
Tausendjähr'ger Heldensagen .....

1916. **Mathilde Stubenberg.**

So treu als du belauscht des Volkes Art,
So treu bleibt seine Liebe dir bewahrt.

Wien, 28. November 1916. **Kamillo Horn.**

Mein Vaterland.

Im Alemannengau stand meine Wiege,
Des Ostens ganze Mark hab ich durchstreift,
Für Wahrheit, Freiheit, Deutschheit stets im Kriege,
Daran die Volksliebe mir gereift.

So ward ich meinem Volke fest verbunden:
Nicht durch den Zufall der Geburt allein,
Durch den viel zähern Kitt von Herzenswunden,
Durch Kampf und Not und Drangsal bin ich sein.

Dem ganzen deutschen Volke bin ich eigen;
Ich nenne nicht ein Land mir Heimat bloß,
Kann eine Welt als Vaterland euch zeigen,
Alldeutschland, reich und schön und weit und groß.

Aurelius Polzer.

Beim Anblick der Frauenburg.*

Auf hohem Felsen ragen empor
Der Frauenburg düstere Trümmer;
Nicht zieht mehr ein jubelnder Fürst durchs Tor;
Es schallen hier Lieder wohl nimmer.

Einst sang hier Herr Ulrich von Liechtenstein
Von Abenteuern der Minne,
Doch heute nur webt hier im Sonnenschein
Am verlassenen Tore die Spinne.

Still ist's hier. Vorüber die Tage,
An welchen die Harfe geklungen.
Dem Volke gilt's nur als Sage:
Hier habe ein Ritter gesungen.

Die Burg ist verwüstet vom Zahne der Zeit,
Verrauscht manch glückliche Stunde . . .
Kaum meldet von all der Herrlichkeit
Eine halb verklungene Kunde.

Josef Steiner-Wischenbart.

* Burgruine bei Judenburg (Obersteiermark), in welcher Burg Ulrich von Liechtenstein, der Minnesänger, lebte, dichtete, sang und begraben liegt.

Wohin?

O weh, wohin verschwunden
„sint alliu mîniu jâr!“
Mein Leben, ist's erträumet
„oder ist ez wâr?“
Was ich stets wirklich wähnte,
War es ein Traumgesicht?
Geschlafen hab' ich also
„und enweiz es niht.“

So hör' ich, Sangesmeister,
Dich von der Vogelweide,
Den Lebenstraum beklagen
Und die verlor'ne Freude.
O stündst du auf und fähest,
Was nun die Welt erfüllt,
Du kehrtest dich zu Grabe,
Das Angesicht verhüllt.

Wohl ist es nur ein Träumen,
Solang das Leben währt,
Doch ob er trüb, ob heiter
Der Traum, der nun beschwert
Mit Unheils Kummerlasten
In übergroßer Zahl,
Das ist's, was nun das Träumen
Uns macht zur Lebensqual.

Adolf Hagen.

Musikers Sendung.

„Wille“ nicht ist die Musik, doch tröstendes „Wort“ des All-Einen —
Hast du es, Künstler, erfaßt — künd' es erlösend, Prophet!

Dr. Franz Seelich.

Die große Seifenblase.

(Aus dem ersten Buche der „Legenden vom heiligen Geiste".)

Als Gott noch ein Kind war, spielte er am wunderschönen Ewigkeits-Sonntagsmorgen an einem der vielen, Rosen umwachsenen Himmelsfensterlein sein liebstes Spiel: das Seifen-blasen. — Aus den Himmelssälen schallte liebliche Musik — Geigen- und Flötenspiel, und zuweilen klang ein mächtiger Orgelakkord dazwischen. . . . Wer all diese Instrumente so bezaubernd meisterte, darum kümmerte sich das Gottkind gar wenig, denn es spielte Seifen-blasen und wollte dabei nicht gestört sein. Aber vielleicht mochte es doch durch all diese Harmonien und Rhythmen der Vollkommenheit in eine besondere Spiellaune versetzt worden sein, denn auf einmal schwebte im All eine große, farbenprächtige Seifenblase, in der es ganz seltsam aussah.

Da waren Berge und Täler, Meere und Seen — Ströme, Bäche — alles in die Farbenpracht der großen Seifenblase gehüllt. Auf den Wiesen besonders schimmerte und leuchtete es, daß es eine Freude war hinzusehen, und ein seltsam würziger Geruch der Reinheit entströmte diesem prächtigen Gebilde. . . . Wie sich das Gottkind darüber freute! Und es klatschte vor Glückseligkeit in die Hände.

Da sein Händeklatschen aber nicht das eines sterblichen Kindes war, hatte es auch seine besondere Bedeutung. Zwar bedachte das unser Gottkind kaum — weil Denken: überlegen zwischen Wohl und Übel heißt — und ein Gottkind immer von selbst das Gute will und tut. — — Also es klatschte in die Hände und weckte damit einen seltsamen Jemand, der unter einem mächtigen Apfelbaume an der Seite eines murmelnden Bächleins geschlummert hatte. Auch ein schöner, rotbackiger Apfel fiel aus der großen Baumkrone herab — sei es vor Schreck über das Händeklatschen des Gottkindes — sei es vor Mitfreude an der Seligkeit desselben – kurz, der Apfel fiel herab und mitten in das Gesicht dieses eben erwachten Jemand. Der griff sich allsogleich an seine Nase, weil von ihr eine seltsame Flüssigkeit niederrann, die anders als jene des murmelnden Bächleins an seiner Seite war — und jammerte. . . .

Was er sagte, das konnte man nicht recht verstehen, auch welche Sprache er redete, war nicht vernehmbar. Das Gottkind aber mußt sie jedenfalls verstanden haben, weil es nun ganz traurig wurde vor Mitleid mit dem jammernden Jemand.

Und das Gottkind sagte ganz leise vor sich hin:

„Der arme Mensch!"

Der vom Apfel geschundene Jemand unter dem Baume aber hörte das und redete mit einemmale in der Sprache des Gottkindes.

Er erhob sich.

Seine Glieder reckend, stieß er drohende Worte gegen das Gottkind aus — schalt sein Händeklatschen eine törichte Laune, die ihn aus dem Schlafe geweckt, noch ehe er seinen schönen Traum von Himmel und Seligkeit zu Ende geträumt, die vollends nun auch den schönen Apfel dem Verderben preisgegeben habe, weil er vor Schreck über jenes Händeklatschen zu Boden gefallen sei.

Und er schalt über alles, was in der Seifenblase war, und über sie selbst. Auch darüber, daß ihn das Gottkind Mensch genannt, schalt er, und nicht zuletzt über die Langweile seines Wachens.

„Das ewige Einerlei in dieser großen Seifenblase ist mir zu öde! Diese ewige Farbenpracht — dies stete Schimmern und Leuchten macht meine Augen blöde! Dieser ewige Geruch der Reinheit ermüdet meine Nase! All dieses ewig Ewige macht mich schläfrig, ohne daß ich dabei doch Ruhe finden kann! Ach, ach — diese ewige Seifenblasen-Seligkeit!"

Das Gottkind war tief ergriffen von dem Leid des Menschen und sagte:

„Ich werde Dich herauf in den Himmel führen, lieber Mensch, um Dir Deine Wunde zu heilen!"

„Wenn der, welcher diese große Seifenblase gemacht, auch den Himmel erschaffen hat — will ich nicht dahin! Jedoch in dieser Seifenblase mag ich auch nicht bleiben!"

„Aber sie ist doch so schön, meine Seifenblase!" — erwiderte das Gottkind. „Sieh nur, wie sie schwebt und tanzt in den Lüften und wie ihre Farben mich anbeten!"

Diesmal aber klatschte das Gottkind nicht mehr in die Hände im Betrachten seines schönen Spielzeuges. Offenbar deshalb nicht, weil aus dem Himmelssaale so seltsam warnende Posaunenklänge ertönten. Der unzufriedene Jemand aber kümmerte sich darum nicht und rief:

„O, ich hätte sie viel schöner und besser gemacht! Und vor allem nicht zum Spielzeug eines Kindes! Laß dich immerhin von ihren Farben anbeten! — Ich esse lieber den herabgefallenen Apfel, um nicht selber von der Langweile dieser Einsamkeit aufgezehrt zu werden!"

Er tat nach seinen Worten.

Da verstummte plötzlich die Musik im weiten Himmelssaale — es verschwanden die Rosen am Himmelsfensterlein und mit ihnen das Lächeln im Angesichte des Gottkindes.

Das Gottkind ward mit einemmale zum alten Manne, dessen Weißhaar im aufbrausenden Sturmwind wehte. Rotflammende Blitze gerechten Zornes schossen ihm unter den buschigen Brauen hervor und er wies ihnen den Weg zur zitternden Seifenblase.

Der Sturm blies in sie hinein und ihre schimmernden Farben verwandelten sich mit Eins zu Milliarden kleiner Lebewesen — Würmern und Larven, die sich alle auf den erschreckten, sich angstvoll gebärdenden Menschen stürzten. Da fiel er auf die Knie nieder und rief nach Gott — obgleich er nicht wußte, wer jener sei.

Und Gott nahm seine Harfe und spielte ein Lied und sang: wie es gekommen, daß Er dem Menschen die Ewigkeit genommen, und ihm dafür die Vergänglichkeit gegeben. Wie Er aus der großen Seifenblase des ewigen Glückes das Heer der Augenblicke gemacht und wie das alles hatte so sein müssen und Er selbst darüber weißes Haar bekommen habe.

Und der Mensch? — — —

Der schuf sich aus den Augenblicken *seine Welt* — jene des Kampfes und der Schmerzen. Von Gottes wundervollem Harfengesange aber will er noch immer nichts hören — „*Der arme Mensch!*"

Hilde Hagen.

Wilhelm Kienzl zum 60. Geburtstag.

Es heißt im allgemeinen, daß die Musik unter den Künsten am leichtesten Verständnis finde. Das ist aber nur dann, wenn sie Seele hat, die ihr verwandte Seelen zu erwecken vermag. Seele aber hat nur die schmerzgeborene Musik und solche kann uns nur einer geben, den das Leben im Leiden still lächeln und im Freuen Tränen vergießen gelehrt hat.

Wien, den 19. November 1916.

Ella Triebnigg.

Aus „Infant der Menschheit“.

Von **Walter v. Molo** (Berlin).

Fünfter Auftritt.

Schiller, Streicher, die Beckschen.

Beckin (hält die Hand vor die Augen, lustig). Hu! Das Herrennegligé muß man achten! Komm, Heinrich, ich will das Kostüm wechseln, darfst mir helfen dabei! (Hand in Hand ab; in der Tür rechts.) Schüttet mir beim Waschen nicht wieder zu viel Wasser auf den Boden! Ja? Ihr verflixten Kerls! (Ab.)

Schiller (nachdem einige wortleere Sekunden vergingen; er sieht seinen Freund scharf und gewaltig an.) Warum fragen Sie mich nicht? Sie fühlen die eiternde Wunde in mir und schweigen?!

Streicher (umgeworfen). Wonach soll ich fragen?

Schiller (ungebärdig). Ihr seid mein Freund nicht? Ihnen ist's gleich, ob ich leide; sei's drum; ich schrieb den „Karlos“ vergebens, für alle und für Sie vergebens!

Streicher. Ich kann ihn auswendig, Herr Schiller!

Schiller. Mit dem Maul, nicht mit dem Herzen; Sie wüßten sonst, was ich von Freundschaft fordere; Ihr seid mein Freund nicht! (Hin und her.)

Streicher (zu Tode erschrocken). Um Gottes willen, Herr Schiller, sprechen Sie nicht so hart, weil ich aus dem Theater davonlief! (Aufgepflanzt.) Was soll ich tun?

Schiller (herrisch). Handelt, wie's das Ideal verlangt!

Streicher (Schillers Geschöpf). Ich will alles tun!

Schiller (bitter auflachend). Alles? Wer kann das Wort auf Erden sprechen? Ihr sollt mich bloß anklagen, mir sagen, daß ich abtrünnig wurde, schimpfen, poltern, schreien sollt Ihr mir ins Ohr: daß ich zu menschlichen Lastern, die tilgbar sind, die schwerste, unsühnbare Schuld lud! Vielleicht erfind' ich mich noch einmal im Widerspruch! Schreien Sie mit mir!! Ich verdarb den „Fiesco“ um eines Weibes willen und laß den „Karlos“ verschmachten aus gleichem Grund! Schelten Sie! (Steht gierig wartend.)

Streicher. Sie werden den „Karlos“ zu Ende schreiben!

Schiller (heftig). Scheint Ihnen das Papier wichtiger als das Menschenherz? Ich verschmachte und Sie trösten mich damit, daß ein schöner Wanderstab neben meiner Leiche liegen wird! Was soll mir der „Dom Karlos“? (Verächtlich.) Sollen die ihn zu Ende sudeln, denen

Ruhm und Geld das Höchste sind! (Arme gebreitet.) Glück! Glück will ich fühlen! Ich hasse die Schimäre des Ruhms! Glücklich will ich sein! (Fällt in Zynismus.) Doch, was kümmert das Sie, verzeihen Sie! Bei Euch hat alles Termine: das Geld, die Arbeit, die Liebe! Ich bin unpünktlich, verachten Sie mich, es ehrt mich! Liebe brauchte ich, ich brauchte eine Seele, die sich an mich schmiegte, Freundeshände für mein armes Herz! (Die Arme um Streichers Hals gelegt.) O, Streicher, ich bin elend! Wär' ich anders, der „Fiesco" wäre nicht gefallen!

Streicher (erschüttert). Denken Sie Ihres hohen Zieles!

Schiller (sinnend; ergriffen). Sonderbar spinnt das Leben in die Dichtung und aus ihr — voraus sah ich mein Schicksal; ich bin Dom Karlos! (Aufschrei.) O, Streicher, wären Sie Marquis Posa, der mich errettet!

Streicher (bezwungen, mit Entschluß). Sagt das Geheimnis, das Ihr schleppt, ich will es tragen!

Schiller. Könnt Ihr's? (Stark, Streicher fest im Blick.) Ich liebe bis zum Wahnsinn des andern Weib!

Streicher. O Gott!

Schiller (stürmisch.) Ihretwegen zerbricht mein Werk! Weltgebräuche und Weltgesetze verdammen solche Leidenschaften; ich weiß, ich weiß! (Knirschend.) Sie hat dem Mann ein Kind geboren, den sie haßt.

Streicher (von nun an immer in der befohlenen Haltung). Weiß sie von Ihrer Leidenschaft?

Schiller. Des Gatten Eifersucht drängt stets dazwischen! (Arme gebreitet.) Ich muß etwas haben, in das ich übergehen darf, das ich in mich schlinge, in mich reiße, zu reicherm Ich! Streicher, nur einen Augenblick allein mit ihr; den Augenblick für tausend leere Leben! Wie Furien folgen mir die schauerlichsten Träume. Zweifelnd, tatenlahm ringt der gute Geist in mir — ich unterliege, mein Hirn ist leer, ich kann nicht anders! Handelt, handelt, Streicher, seid ein Mann! Löst die Worte ein, die wir leichtfertig stammelten! Mein Werk ist hin! Ein Wrack ist der „Dom Karlos", der so stolz begann! Mein Werk wird nicht lebendig!

Streicher (mit Haltung). Versprechen Sie, nichts ohne mich zu unternehmen?

Schiller. Alles, alles, was mich zu meinem Ziele führt!

Streicher. Es ist die Frau Majorin?

Schiller. Sie heißt Charlotte!

Streicher. Ich will's versuchen, für Euch in ihrem Herz zu tasten!

Schiller. Das?

Streicher. Wenn die Karten ums Geld fallen, vergißt Herr von Kalb seine Eifersucht! Ich werde des Gierkragen Spielwut kitzeln, um ihn blind zu machen! Nehmt meine Hand: Alles für Euch! Ihr werdet heute Abend von mir hören: vernehmt Ihr das Klavier der Frau von Kalb, durch meine Hände, sei's das Zeichen, daß Eure Liebe Gegenliebe fand!

Schiller (gerührt). O edler Freund!

Streicher. Ihr sollt mich nicht umsonst an meine Freundschaft, nicht umsonst an den „Dom Karlos" mahnen! Ihr nahmt mir meine schale Welt und schuft mir eine neue, aus Eurem Kopf! Zurück will ich nun zahlen!

Schiller (in plötzlichem Gedanken auffahrend). Ich bin in ihres Gatten Hand, dem sie verkuppelt ward: Er ist mein Gläubiger! (Wild in jähem Entschluß.) Jedoch: Ich will das Geld ihm in das Antlitz schmeißen! Er drängte mir's fast auf! (Hut.) Streicher, ich renn' zu Wurm, er muß, er muß, und kostet's mich mein Leben . .

Streicher (öffnet die Lade). Hier sind hundert Gulden, die Herr Wurm brachte!

Schiller (zugreifend, jubelnd). Gotts Lob und Dank! Jubiliere Liebeshimmel! (Stockt.) Streicher, das tatet Ihr? Ihr unterschriebt? (Stark.) Habt Dank! Nun bin ich frei zum Handeln! Er soll mit andern wuchern, nicht mit dem, der ihn im offnen Herzenskampf besiegt! — Streicher! Freund! (Leise.) Ich log!

Streicher. Gibt's unter Freunden dieses Wort?

Schiller (jubelnd). Streicher, Streicher, mit dir bekämpfe ich die Welt! Du bist der Marquis Posa! Du verstehst, daß schlechtes Handeln guten Taten dienen kann! Daß Schwäche Kraft gebiert! Nimm's so, wie's war! Halt mich im Jammertal und schenke mir das brüderliche „Du"; es floß niemals aus würdigerem Mund!

Streicher (übererfreut). Mein Bruder!

Schiller (stürmisch). Nichts Edleres auf Erden als der Freund, der nicht die Schmeichlerzunge kennt, der nicht die Maske trägt im Lebensfasching, der verzeiht!!

Streicher (sehr erregt). Ihr Lob gilt nur, ich fürchte, dem Augenblick?

Schiller. Du bist nicht sicherer deiner selbst als meiner für die Zukunft!

Streicher. Wir wollen gehen! (Will ab, besinnt sich, klopft an die Tür zu Becks.) Adieu! Wir gehen!

Stimme der Beckin (erschrocken). Nicht! Nicht herein jetzt!!

Schiller (weich). Die Zweie dürfen öffentlich sich lieben! (Streichers Hand, stark.) Und nun zu ihr!

Streicher. Zu ihr!

Schiller (Hand in Hand). Und Hand in Hand mit dir! (Ab.)

Sonntag.

Wie kommt es, daß die Feiertage
Mir stets die öden Tage sind?
Vor ihnen bangte mir als Kind,
Da sie noch flohen pfeilgeschwind:
Ich sehnte mich nach Werktagsplage.

Wer kann gebändigt stille sitzen
Und Stunden zählen, die man lebt?
Ach, alles, was vorüberschwebt,
Zuckt hinter Schleiern, bis man bebt,
Bedroht, umleuchtet fast von Blitzen.

Wohl zögern sie dann einzuschlagen,
Aus Wolken nur der Donner grollt.
Den Sonntag hat ein Gott gezollt
Den Göttern, die sein Sinn gewollt:
Der Mensch kann nimmer ihn ertragen.

So kommt es, daß die Feiertage
Mir stets die öden Tage sind...

Siegfried Trebitsch.

Zum 17. Januar 1917.

I.

Zeitenring!
Die Stunden fließen ins Meer.
Kommt keine daher,
Die ging?
Nur Gedanken
Wanken
Zurück — flußaufwärts — beladen
Mit vieler Jahre Segen und Schaden.
Nun schau . . .!
Steht dort
An der Tage Pfort'
Nicht eine alte Frau?
Die treuste, die mit dir ging
Vom ersten Lebensschrei,
Durch Glück und Not —
Bis zum Tod?
Vorbei!
Das floß nun alles ins Meer hinab!
Zurück — weit übers Grab —
Wanken
Nur Gedanken.
Schließen den Zeitenring.

II.

Nun fallen lichte Silberflocken.
Ist's Winterschnee? Lenzblütentanz?
Die blonden oder grauen Locken
Umschimmert warmer Sonnenglanz.

Laß Müde klagen um den Maien,
Wenn südenwärts die Schwalbe schweift!
Genieß im herbstlichen Gedeihen
Die Jugend, die in Früchten reift!

Der *frühen* Jugend ist erkoren
Der Blindheit taumelnder Genuß —
Der *späten* winkt aus offnen Toren
Erkannten Wertes Freudengruß.

Die junge Jugend zu verschwenden,
Ist Ärmlichen das letzte Glück;
Sie flieht — und läßt mit leeren Händen
Den Wahngenesenen zurück . . .

Indes ein jeder neue Morgen,
Von dem der Tau auf Rosen rinnt,
In Liebesfülle hält geborgen
Das alte junge Sonntagskind.

Berlin-Wilmersdorf, Januar 1917.

Hermann Kienzl.

Dein Blut.

Laß die Frage
Nach dem Leben,
Lerne schweben!
Lausche deines Bluts Gesange,
Das so bange
An des Leibes Wände schlägt
Und dich trägt
Dunklen Wegen —
Dir entgegen.
Über deines Wesens Schlünden
Schlägt den Takt es deinen Sünden,
Schlägt den Takt zu jedem Glück.
Und sein Strom und sein Gefälle
Stürzt in immer gleicher Welle
In dein starkes Herz zurück.
Horche tief in dich hinein:
Bleib allein.
Wenn du bebst,
Sehnst und lebst,
Will dein Blut
Höchste Glut,
Weil es zu den Sternen drängt!
Und es lenkt
Deinen Flug...

Siegfried Trebitsch.

Richard Schaukal.

Gedanken.

Glauben.

Der schöpferische Mensch ist gläubig. In welchen Formen sein Glauben sich ausdrückt, ist gleichgiltig. Er ist gläubig, ist, so lang er lebt, in Bewegung zu sich selbst, niemals fertig. Glauben heißt, sich nach Geahntem sehnen. Das Geahnte ist das im Gegensatz zum unwahrscheinlichen Erlebten niemals zu erlebende Gewisse. Alles, was er erlebt hat, wird dem Nachsinnenden unwahrscheinlich, Traum. (Traum ist Gegenwart des Unwahrscheinlichen.) Zweifel sind Wolken, die, aus der gläubigen Seele selbst aufsteigend, das Gewisse immer wieder verdunkeln. Das ist der Sinn des Lebens: auf dem Wege sein. Der schöpferische Mensch gibt diesem Wandern immer wieder Ausdruck: durch das Werk, das hinter ihm zurückbleibt, an seinem Weg. Da jedes Menschen Weg seiner ist, wird kaum je einen sein Weg den des andern führen. Daher die Einsamkeit der Werke, die eines Menschen wirklicher Ausdruck sind (die unechten Werke sind nach den sogenannten Erfahrungen „allgemeinmenschlich" hergerichtet; als ob ein Mensch anders denn als er selbst „allgemeinmenschlich" wirken könnte!).

Wahrheit.

Das Höchste, daher Unerreichbare, aber, als einzig erstrebenswert, ewig zu Erstrebende ist Wahrheit. Kunst ist bloß ein Ausdruck des Übersichstrebens des Menschen, eine der vielen Formen seiner Sehnsucht nach der Einheit, die er, bewußt lebend, in die Vielheit zerbrochen erfährt. Wahrheit ist Einigsein mit dem Einen, Vereinigung. Wir wissen von ihr, sonst wäre sie nicht unser Ziel, und dieses Wissen stammt von ihr, die sich ihrerseits in uns, unerlöst, nach Erlösung sehnt. Der Inhalt aller Kunst ist Symbol dieser Sehnsucht.

Größe.

Die Größe eines Menschen drückt sich nicht so sehr in den Werken aus, die er hinterläßt (sie machen seine Größe bloß deutlicher), als in der Wegspur selbst, ihrer Vertiefung, ihrer Ausweitung, ihrer Steigung. Deshalb sind Menschen der Tat dem Phantasievollen genau so, ja fast heftiger noch erlebbar als Menschen des Geistes, die ihr Bestes ja doch nicht haben sagen können, während sich ihr Leben trotzdem jeweils um diese Verlautbarungen hatte ballen müssen.

Die „Musikalischen".

Warum ist musikalisches Genießen so allgemein?

Man täuscht sich in dieser Annahme. Der musikalische Genuß der sogenannten Musikalischen ist im allgemeinen etwas sehr Minderwertiges, mit dem primitiven „Genuß" am Lesen-Können vergleichbar. Die landläufigen Musikalischen „verstehen" die Noten einerseits, folgen ihrer Wiedergabe anderseits und genießen diese Bestätigung einer Fertigkeit, sie mit Kunstempfinden verwechselnd, besser: darin von andern mit Kunstempfindenden verwechselt.

Die vier Evangelisten.

(Zu einem Bilde des Jakob Jordaens.)

Aus des Volkes Mitte kamen die Vier,
Gereift in des Lebens brausenden Stürmen;
Sie traten aus heimlichem Dunkel herfür
Und sahen Gefahren und Nöte sich türmen,
Und sah'n, wie sich Taten und Wunder verbinden,
Und lernten befreiende Worte finden,
Und sahen und horchten und wurden zugleich
An starker und frommer Erkenntnis so reich,
Daß alle die Vier in tiefernstem Besinnen
Ihr Einzelschicksal ins Ewige spinnen!...
Aus des Volkes Mitte kamen die Vier,
Drei Greise, die längst schon den Ruf vernommen:
Erkennt ihr den guten Hirten in mir,
Dann folgt ihm und segnet sein zeitiges Kommen!...
Und an die drei, die dem Herrn sich geweiht,
Ward bald in Sehnsucht ein Vierter gereiht.
Es drängt sein jugendbeflügelter Sinn,
Gebändigt in Demut, zur Wahrheit hin.
Ein verzagender Blick und ein stummes Verstehen.
Noch muß er auf irrenden Wegen gehen...
Nun steht er dem göttlichen Wunder so nah,
Wie's keiner der irdischen Wanderer sah;
Nun darf er den Kern des Heiles ergründen —
Dem Weltall des Heilands Wirken verkünden!...

Dem Schöpfer des „Evangelimanns" in herzlichster Verehrung zugeeignet von

Dr. Leo Grünstein (Wien).

Wilhelm Kienzl.

Ein Freundesgruß zu seinem 60. Geburtstag.

Von **Felix v. Weingartner.**

Schon sechzig Jahre soll er demnächst werden, der Jüngling mit den wallenden blonden Locken und dem Germanenbarte, den er so gerne mit weitausholender Handbewegung strich, während die schwärmerischen Augen verträumt in die Ferne blickten. — So sah ich ihn oft durch die Straßen und die grünen Anlagen von Graz elastischen Schrittes dahinschreiten, während ich noch mein Schulränzel schleppte oder mich, die Notenmappe unterm Arm, zu unserem gemeinsamen Lehrer, dem nun schon lange dahingeschiedenen Dr. Wilhelm Mayer begab.

Aus dem „Gullian" — so nannte man ihn in der Familie und in vertrauten Freundeskreisen — wird einmal was Besonderes. So raunte man in Graz hinter dem Jüngling her, der tatsächlich schon durch seine Erscheinung etwas Besonderes verriet. Und „Gullian" hat in seiner Kunst gehalten, was sein auffallendes Äußere versprach.

Die materialistische Entwicklung der Musik, die, in gänzlichem Mißverstehen Wagners, Klangmittel auf Klangmittel häufte, um schließlich Orgien der Häßlichkeit zu feiern, eine Entwicklung, die übrigens bereits heute als Irrweg entlarvt und größtenteils überwunden ist, hat Wilhelm Kienzl nie berührt. Er suchte sein ganzes Leben lang die Schönheit mit trunkener Seele und diente ihr, treuherzig, innig und schwärmerisch, wie es der Blick seiner Augen uns verkündet, die auch in seinen späteren Lebensjahren den Charakter der Jugend behalten haben. Wie er sich, kaum eingeführt im Hause Wahnfried, den Unwillen des gewaltigen Bayreuther Meisters zuzog, weil er aus seiner Liebe zu Schumann kein Hehl machte — diese ehrliche und furchtlose Offenheit sei ihm für immer hoch angerechnet — so hegte er, der überzeugungstreue Wagnerianer, doch ein Ideal im Herzen, das er über alles stellte, und dieses Ideal hieß und heißt bis heute Mozart.

Zwar zahlte er in seinen Jugendopern, wie wir Jüngeren alle, Wagner seinen Tribut, aber bald fand er seine Eigenart. Und diese Eigenart lag im Volkstümlichen. Sein „Evangelimann" war ein Wurf, der ihn in der ganzen Welt berühmt machte. Es ist müßig, über den Kunstwert dieses Werkes streiten, es gewissermaßen klassifizieren zu wollen. Es hat die Gemüter von Tausenden und Abertausenden zu Tränen gerührt, und das ist ein Verdienst für sich. Diese Oper hat

ihren unbestreitbaren Platz in der musikalisch-dramatischen Produktion und wird ihn auch behalten. Nach einer Abschweifung zu den phantastischen Gestalten des Cervantes — über die Oper „Don Quixote" ist vielleicht das letzte Wort noch nicht gesprochen — zog es ihn wieder zurück zu seinem eigentlichen Element, zur Volksoper im besten Sinne des Wortes; und nicht ohne Bedeutung ist es, daß sein jüngstes Werk dem großen österreichischen Volksdichter Peter Rosegger gewidmet ist.

Zahlreich sind die Kompositionen, die zwischen den Opern entstanden sind. Den großen Orchesterstücken ist er aus dem Wege gegangen. Klavierdichtungen, Lieder, Chöre, darin hat sich seine Musikseele ausgesprochen. Wer gefühlvolle Innigkeit, Wohlklang und zum Gemüt sprechende Melodie sucht, der wird sich mit Liebe zu Wilhelm Kienzl wenden. — Schon früh zog es mich, den um sechs Jahre Jüngeren, zu dem sympathischen Jüngling hin. Er nahm sich meiner freundschaftlich an, gab mir gute Ratschläge für den Verlag meiner Erstlingswerke und für meine nach der Maturitätsprüfung mir bevorstehende Reise nach Deutschland. Dankbaren Herzens widmete ich ihm mein opus 1. Gerne denke ich der anregenden Stunden, die ich im Hause seiner Eltern, im „Paradeis" und auf dem schönen Landhause oben am Rosenberg, dem „Brodschimpel", verlebt habe. Nach und nach ward — begreiflicherweise — der Altersunterschied weniger merkbar und bereits in Bayreuth, im ersten Parsifaljahr, vereinte uns das brüderliche „Du". Oft und an verschiedenen Orten haben wir uns wieder getroffen, oft nur für Augenblicke, seltener für Stunden. Ein Erlebnis ist mir in besonders wehmütig-bedeutungsvoller Erinnerung. Es war beim Begräbnis Robert Hamerlings; ein sonniger, leuchtender Sommertag. Wir standen beide als die letzten am Grabe. Da ließ sich ein Vogel darauf nieder und schmetterte sein Lied in die Luft. Stumm und bewegt lauschten wir dem Gruß des Sängers aus dem Stiftingwalde, den der große Dichter so oft in einsamen Träumen durchwandert hatte.

Unsere Begegnungen der letzten Jahre stimmten uns, unbeschadet ihrer Herzlichkeit, doch immer etwas ernst. Unwillkürlich tritt in die Erinnerung, was wir alles erlebt haben und was alles dahingegangen ist. Aber immer wieder erfreut uns das Bewußtsein, daß wir uns in unserem Innern gar nicht verändert haben, daß in uns noch derselbe Enthusiasmus, dieselbe Spannkraft lebt wie in der Jugend. Und jedesmal sagt unser Händedruck beim Abschied: Wir bleiben die Alten!

Und so soll es auch fernerhin sein! Wenn Du, lieber Wilhelm Kienzl, mit Gottes Hilfe Deinen achtzigsten Geburtstag feierst, so bitte ich mir die Freude aus, zu Deiner Festschrift wieder einige Zeilen beitragen zu dürfen, die dann wieder mit den Worten schließen sollen: Wir bleiben die Alten!

Ein Gruß aus Dresden.

Von Gustav Starcke.

Ein Jüngling noch mit goldnen Haaren
Kamst du gen Dresden hergefahren,
Aus grüner steierischer Weite
Ein holdes Kind an deiner Seite.

Das erste Kind, das dem Theater
Du hast geschenkt als Opernvater;
Ein Kind aus Indiens Poesie,
Ein Märchenkindlein: Urvasie.

Auf Don Quixote, Heilmar des Narren,
Wir noch umsonst in Dresden harren;
Auch will der Kuhreigen uns nicht erklingen,
Von „Straßburgs hoher Schanz" schweigt noch dein Singen.

Zwar Evangelimannes fromme Miene
Zeigt sich gar oft verklärt auf unsrer Bühne,
Und zu ihm strömt das Volk und Tränen fließen,
Kommt man den armen Dulder zu begrüßen.

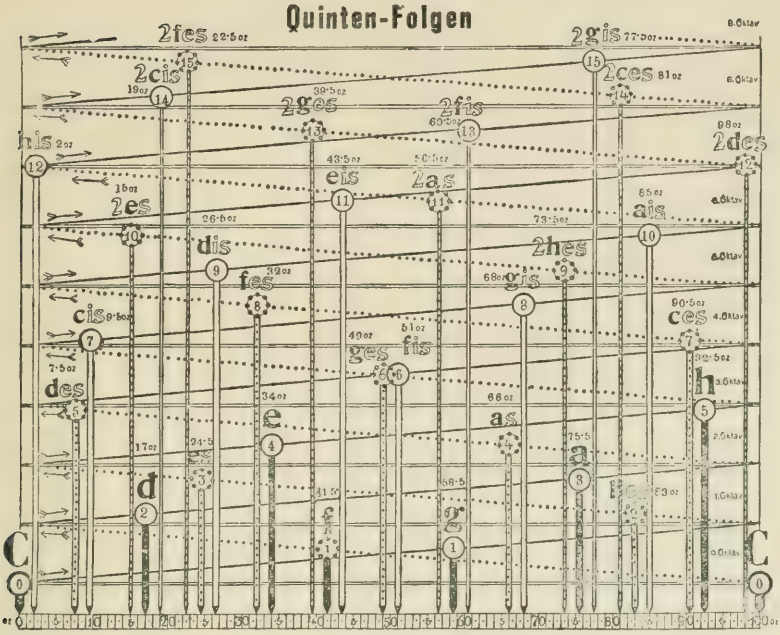
Heut will auch Dresden Gruß dem Meister senden:
Er wolle immer sich zum Volke wenden.
Ich hör im Geist dein jauchzend Lied der Steier;
Ein Land und du, hier allen Herzen teuer.

Jetzt kommst du gar mit einem Testamente,
Doch nimmermehr sei's deiner Lieder Ende,
Du junger Mann mit deinen sechzig Jahren,
Schaff' rüstig Neues. Mög dich Gott bewahren!

Dresden. **Dein alter Gustl.**

Die 80.000. Quinte.*

Von **Dr. Karl Laker** in Graz.



Zur Beurteilung von Tonhöhen und Intervallen ist die Verwendung eines Tonmeßsystems empfehlenswert, welchem ich den hundertsten Teil einer Oktavengröße, das Oktavenzentimeter, oz, als Maßeinheit zugrunde lege. Dieses Tonmaß eignet sich auch vorzüglich für zeichnerische Darstellungen, welche durch ihre Anschaulichkeit sonst schwierig zu erfassende abstrakte Begriffe und Gesetze der Musiktheorie leicht verständlich machen.**

Unsere Zeichnung führt uns in das Gebiet der reinen Quintenstimmung. Sie soll uns den Aufbau des Tonreiches mittels Oktaven und Quinten, die seit der Urzeit bis ins 16. Jahrhundert einzig bekannte Grundlage jeder Instrumentenstimmung, versinnbilden.

* Alle Rechte dem Autor vorbehalten.

** Ausführlicheres darüber findet sich in dem Buche: „Das musikalische Sehen. Anschauliche Darstellung von Begriffen und Gesetzen der Musiklehre." Von Dr. Karl Laker in Graz. Mit 54 Tafeln, 18 Textfiguren und einem Tonmeßinstrumente. Graz 1913. Verlag von Leuschner & Lubenskys Universitäts-Buchhandlung.

Die horizontale Entfernung zwischen den beiden C von 1 Meter Länge versinnbildet die Größe eines Oktaven-Intervalles. Es lassen sich nun alle Tonhöhen und Intervallgrößen als Vielfache von oz ausrechnen und das Verhältnis ihrer Größe zur Größe einer Oktave durch das Verhältnis ihrer Entfernungen vom Ausgangs-C links zur Größe eines Meters darstellen. Intervalle, welche größer als eine Oktave sind, werden in die ursprüngliche Oktave zurückversetzt, indem man von ihren Maßzahlen die Hunderter subtrahiert, wodurch es möglich wird, alle Tonhöhen innerhalb der Strecke C—C zu verzeichnen, fußend auf dem Gesetze, demzufolge Oktavenunterschiede für unser Musikempfinden eine geringe Rolle spielen, während für die Beurteilung von Tonhöhen hauptsächlich der Abstand vom Grundton oder einer Oktave desselben maßgebend ist.

Die Quinten sind durch ganzrandige Kreise dargestellt, die aus Quartenfolgen abgeleiteten Töne durch Kreise mit punktiertem Rande. Die Ziffern innerhalb der Kreise bezeichnen den Rang, vom Grundton o aus gezählt. Die Ziffern oberhalb der Kreise sind die Maßzahlen in oz. Von den Kreisen ziehen senkrechte Striche zu dem zu unterst befindlichen Maßstab.

Denkt man sich die Zeichnung auf einen senkrecht stehenden Zylinder aufgewickelt, so daß die durch die beiden C gehenden senkrechten, geraden Linien zusammenfallen, so fügen sich alsdann die von links unten nach rechts oben aufsteigenden schiefen Geraden zu einer um den Zylinder herum der Höhe zustrebenden Spirallinie zusammen, auf welcher das Fortschreiten von Tonhöhen vom Grundton o bis zur Unendlichkeit erfolgt.

Die 1. Quinte, das g, liegt etwas (8·5 oz) über der Mitte der Oktave, es mißt 58·5 cm gegen 100 cm der Oktavengröße. Reiht man an das g noch eine Quintenstrecke, so kommt man zum d = 58·5 + 58·5 = 117 oz. In die ursprüngliche Oktave zurückversetzt, 117 − 100 = 17, zeigt das Intervall c — d eine Länge von 17 oz. In gleicher Weise gelangt man zur 3. Quinte, zum a, welches 75·5 oz mißt, denn 17 + 58·5 = 75·5 oz u. s. w. Durch fortgesetztes Aneinanderreihen von Quintenstrecken erhält man die Maße von beliebig vielen Quintenfolgen, welche auf unserer Zeichnung nur bis zur 15., dem gisis mit 77·5 oz, fortgesetzt wurden.

Die auf diese Weise abgeleiteten Töne sind bald mehr, bald weniger weit vom Grundton entfernt. Unter den Quinten niederen Ranges zeichnet sich die 12., das his, durch ihre große Annäherung

an den Grundton aus. Sie ist ($58{\cdot}5 \times 12 = 702$, $702 - 700 = 2$) nur 2 oz hoch. Ihre Entfernung von der 7. Oktave des Grundtones entspricht also dem kleinen Intervalle von $^2/_{100} = {}^1/_{50}$ Oktave. Daß man durch 12 reine Quintenschritte zu einem Ton von nahezu gleicher Höhe wie der Grundton gelangt, wußten bereits feinhörige Musiker des Altertums. Nimmt man $^1/_2$ oz, also $^1/_{200}$ der Oktave als jenes kleinste Intervall an, welches ein gutes musikalisches Gehör noch deutlich wahrnimmt, so ist c — his davon die vierfache Größe, und der Unterschied des reingestimmten his vom c kann von jedem musikalisch nicht ganz stumpfen Gehör nicht verkannt werden. Bei gleichzeitigem Erklingen wird er in der Höhenlage des c′ sich auch durch drei Schwebungen in der Sekunde bemerkbar machen. Die 13. Quinte, das fisisis, ist vom c wieder weit entfernt; sie mißt: $2 + 58{\cdot}5 = 60{\cdot}5$ oz.

Wie viele Quintenfolgen man auch aneinanderreiht, immer gelangt man zu neuen Tönen, denn keine der Quinten kann einem ausnahmslosen mathematischen Gesetze zufolge genau die gleiche Höhe erreichen wie eine frühere.

Für die bald größere, bald kleinere Annäherung der Quintenfolgen an den Grundton lassen sich merkwürdige Gesetze ableiten. Unter den ersten 200 Quinten ist es die 53., welche dem Grundton am nächsten kommt. Sie ist nur um 0·3 oz, zirka $^1/_{3000}$ der Oktave, $^1/_6$ eines Kommas oder $^1/_{30}$ eines halben Tones höher als dieser. In der eingestrichenen Oktave würde dieser Ton, welchem der Tonname 7 eis in unserer Notensprache zukommen müßte, zugleich mit dem c′ ertönend, erst in zwei Sekunden eine Schwebung geben. Dieser Umstand ist auch die Ursache, daß mit Zugrundelegung einer 53-stufigen, gleichschwebend temperierten Leiter Instrumente für reine Stimmung gebaut werden. Auch die 200. Quinte kommt dem Grundton ziemlich nahe, sie ist nur um $^3/_4$ oz, um $^1/_{12}$ eines halben Tones, tiefer. Sie würde, mit dem c′ ertönend, in zwei Sekunden bereits drei Schwebungen wahrnehmen lassen.

Im weiteren kommt man zu einer Quinte, welche dem Grundton ganz besonders nahekommt. Es ist dies die

80.000.

Ihre Abweichung vom Grundton, den sie etwas überragt, beträgt beiläufig 0·005 oz, fünf hunderttausendstel der Oktave oder $^1/_{30}$ eines Schismas. Das Schisma ist beiläufig $^1/_{600}$ einer Oktave. Selbst die 100fache Größe dieses Tonunterschiedes könnte ein feines Musikgehör kaum mehr wahrnehmen.

Andere dem Grundton auch sehr nahekommende Quinten, unter der Zahl 80.000, haben meist hohen Rang, z. B. die 79.335. und die 48.133., von denen die erstere etwas tiefer, die letztere etwas höher als der Grundton ist. Von Quinten niederen Ranges nähert sich nur die 665 sehr dem Grundton, von dem sie 0·00629 oz absteht. Die 53. Quinte, die unter den 200 ersten Quintenfolgen dem Grundton am nächsten kam, wird nun von ungefähr 500 neuen Tönen höheren Quintenranges, welche alle dem Grundton näher kommen, überflügelt.

Ganz ungeheuerlich, nur mit astronomischen Entfernungszahlen vergleichbar, ist aber die Schwingungszahl, die Zahl, welche angibt, wie viele Schwingungen die 80.000. Quinte in einer Sekunde machen würde. Diese unaussprechliche Zahl würde nicht weniger als 18.000 Stellen aufweisen! Vergleichsweise möge erinnert werden, daß die Schwingungszahl des Lichtes (ungefähr 500 Billionen in der Sekunde) nur 15 Stellen hat. Wenn man die Schwingungszahlen des Lichtes als in höhere Regionen versetzte Schwingungszahlen von Tönen auffaßt, so ergibt die Rechnung, daß man sie in der 41-gestrichenen Oktave finden würde. Die Farbe der Natriumlinie im gelben Teil des Sonnenspektrums z. B. würde dann bei der Stimmung a=435 als eine in hohe Regionen versetzte kleine Septime gedeutet werden müssen und die Tonstrecke von $C_{,,}$ an bis zu ihr würde eine Länge von etwa 42 Meter erreichen. Die Oktave, welcher sich die 80.000. Quinte so sehr nähert, ist die 46.797., und die ganze Tonstrecke würde alsdann einer Länge von 46·8 Kilometer, also fast der Entfernung Graz—Bruck gleichkommen. Um die Schwingungszahl der 80.000. Quinte mit ihren 18.000 Ziffernstellen nur anzuschreiben, müßte ein flinker Schreiber unausgesetzt 3 Stunden lang schreiben und würde dazu einen Papierstreifen von nicht weniger als 70 Meter Länge benötigen!

Gruß aus der Ferne.

Von der Grundsteinlegung 1874 in Bayreuth bis heute, ist ein langer Weg, für eine sich gleichgebliebene Freundschaft aus der Ferne!

Was hat sich da alles in Kunstanschauungen geändert: die Jugend wurde alt und grüblerisch im Schaffen und das Alter wird jung und gibt sich wie natürlich. Da kommt eine Gratulation von selbst an die richtige Adresse.

München, Dezember 1916. **Adolf Wallnöfer.**

Ein Dichter-Komponiſt.

Von Profeſſor Dr. Friedrich Hirth (Wien).

Wilhelm Kienzl zum 60. Geburtstage Dank und Gruß zu entbieten, iſt mir ſchon darum Herzensbedürfnis, weil ſich in ihm die zwiefache ſchöpferiſche Begabung des Wort- und Tonkünſtlers eint. Solchen galt ſtets mein warmes Intereſſe, und zweien, Johann Peter Lyſer und Hermann Schiff, durfte ich ausführliche Würdigungen angedeihen laſſen. An einen, der als Komponiſt nur allzu gut bekannt, als Dichter völlig vergeſſen iſt, möchte ich in dieſen Zeilen erinnern: an Friedrich Silcher, der meines Wiſſens bloß einmal die Dichtung eines Männerchores ſelbſt geſtaltete, aber damit das nächſt dem „Guten Kameraden" meiſt geſungene Lied für unſere Soldaten im Felde ſchuf. „Kein ſchönrer Tod iſt in der Welt" erklingt auf den Märſchen, Eiſenbahnfahrten und in den hinter den Fronten gelegenen Quartieren und nur wenige Lieder dünken dem Denken, Empfinden und Anſchauen der Krieger gemäßer, als dieſes vom Heldentode. (Für Pſychologen wäre es eine dankenswerte Unterſuchung, warum die Soldaten, von Not und Tod umgeben, nicht Befreiung in heiteren Geſängen ſuchen, die bei ihnen nur geringſten Anklang finden, ſondern ihre Empfindungen in ſchwärmeriſchen, melancholiſchen, ſentimentalen Klängen verſtrömen laſſen.) Zu dieſem vielgeſungenen Chor „Kein ſchönrer Tod iſt in der Welt" hat Silcher, der ſeine Vorlagen ſonſt meiſt in den Werken ſeiner dichteriſchen Zeitgenoſſen ſuchte, den Text ſelbſt geſtaltet. Freilich ſchuf er keine Originaldichtung, ſondern ging auf ein Lied zurück, das im „Wunderhorn" zu finden iſt (in wunderlich verballhornter Form) und deſſen auch Herder voll Intereſſe gedenkt. Silcher hielt ſich aber nicht an dieſe beiden leicht zugänglichen Quellen, ſondern ging auf die erſte bekannte Faſſung zurück, die unſer Komponiſt ſelbſt in die Zeit der Minneſänger verlegt, und als deren Dichter er Daniel Georg Morhof nennt. Beide Angaben ſind unzutreffend. Morhof, durch warmes Intereſſe für alten deutſchen Volksgeſang ausgezeichnet, notierte nur in ſeinem „Unterricht von der deutſchen Sprache und Poeſie" ein altes deutſches Kriegslied, das aber mit aller Wahrſcheinlichkeit aus der Zeit der Meiſterſinger ſtammt. Silchers Verdienſt war es, aus dem überlangen frühneuzeitlichen Kriegsliede die letzte Strophe allein herausgegriffen und glücklich moderniſiert zu haben. Wie Morhof den Text mitteilt, war das Lied wohl geeignet, in den Zeiten der Landsknechte als Kriegslied betrachtet zu werden, keineswegs aber in

unſerer Zeit, die bei kriegeriſchen Geſängen Knappheit und Prägnanz bevorzugt. Der alte Text weiſt die beiden Charakteriſtiken aller alten deutſchen Kriegslieder auf, wie ſie ſeit dem erſten uns bekannten, dem von König Ludwig III. in der Schlacht bei Saucourt angeſtimmten, beliebt waren: 1. die chronikartige Erzählung aller Vorgänge in der Schlacht (ſo iſt ja auch noch der „Prinz Eugen“ gehalten), 2. die Anſtimmung des Kyrie eleiſon, die fromme Anrufung um Gottes Beiſtand. Beides mußte der moderne Tondichter über Bord werfen; Silcher griff mit friſchem Wagemut den Schluß des alten Liedes (die 11. Strophe) heraus, und in der Faſſung, die er ihr gab, vermochte ſie ſich völlig durchzuſetzen. Man muß ſeiner Bearbeitung des alten Liedes mit umſo höherer Anerkennung gedenken, als ſie ſich von jeder weichlichen Sentimentalität ängſtlich ferne hält und nicht in weinerliche Rührſeligkeit verſinkt, wie eine Bearbeitung desſelben Motivs, die in den Befreiungskriegen geſungen worden war (Text von Karl Göttling, Muſik von Albert Methfeſſel). In der faſt kunſtloſen Einfachheit liegt die Stärke der Silcherſchen Neudichtung, die ſorgſam bemüht war, den Soldaten ein Lied zu ſchenken, das, aus dem Herzen eines Dichters kommend, zu den Herzen der Sänger dringen ſollte. Es iſt ein im ſchönſten Sinne wahrhaft volksmäßiges Lied, das allen unkünſtleriſchen Verſchnörkelungen und Verzierungen ſorgſam aus dem Wege geht.

Die Wiſſenſchaft — Technik vor allem — hat den Krieg angezettelt. An der Kunſt — Muſik vor allem — iſt es, die erbitterten Völker wieder zu verſöhnen.

Roda Roda.

Für Dichter und Muſiker iſt das Theater meiſt eine Quelle bitterer Enttäuſchungen. Umſomehr darf man den Autor des „Evangelimanns“ beglückwünſchen, dem es gelang, die Bühnen widerſtandslos zu erobern. Möchte er, als beſte Geburtstagsfreude, auch ſein neueſtes Werk von gleichem Erfolge gekrönt ſehen!

22. November 1916. **La Mara.**

Der Geiſt muß tiefſt im Herzen wohnen,
Um ſeinem Eigner höchſt zu lohnen.

Graz. **Wilhelm Fiſcher.**

Der Evangelimann.

Es ging ein Dichter im knospenden Tann,
Gesenkten Hauptes, und sann und sann.
Auf einmal blieb er horchend stehn,
Als sollte ein Wunder ihm geschehn.
Was klangen doch da für liebliche Weisen
Von Amseln und Drosseln und Finken und Meisen,
Von saliger Fräulein süßem Mund
Aus Grotten hervor und Quellengrund!
Von deutschen Mären und deutscher Sage
Erklingt es und singt es im dämmrigen Hage:
Es klingt von Liebe und Minnehuld,
Von Eifersucht und Sündenschuld,
Von ungerechtem, bösem Verdacht,
Von Ketten und Urtel und Kerkernacht,
Vom Weh, das Trost in den Wellen fand,
Vom Schmerz, der bettelnd irrte durchs Land
Und, zu stillen den Hunger, des Leibes Not,
Den Leuten das Evangelium bot,
Von Wiederkehren und Wiedersehn,
Von reuevollem Eingestehn,
Und wie in bittrer Todesstunde
Verzeihung schließt die Herzenswunde
Und der Versöhnung goldner Strahl
Aufhellt die Nacht der Seelenqual.
Und all den Märchenzauberklang,
Wie er ihm da zum Ohre drang,
Den schloß in die Seele der Dichter ein,
Recht als in einen goldnen Schrein,
Und trug ihn aus dem Waldesbraus
Bedachtsam in sein stilles Haus
Und fügte und formte und schmolz und goß,
Bis alles schön ineinanderfloß,
Bis Wort und Ton kunstreich sich verspann
Zum Schauspiel Der Evangelimann.
Und wie er alles so erdacht,
Hat er das Stück auf die Bühne gebracht.
Dort lebt es und webt es fort und fort

Als ein Teil vom deutschen Sagenhort,
Beim Hören immer und beim Beschauen
Zu erfreuen die Herzen und zu erbauen.
Die sind denn auch des Dankes voll
Für den Segen, der ihnen da erquoll,
Und werden bis zu fernsten Tagen
In Liebe für Meister Kienzl schlagen,
Durch dessen warmes, tiefes Gemüt
Dem Volke so liebliche Blume erblüht,
Durch dessen hohe Kunst es gewann
Den Meistersang vom Evangelimann.

Graz. **Aurelius Polzer.**

„Heimatkunst"

ist ein geflügeltes Wort geworden, von vielen als allgemeine Forderung, von manchen als Bezeichnung für eine Sonderbestrebung ausgesprochen. Seinem buchstäblichen Sinn sind enge Grenzen gezogen, die dem Drange des Künstlers nach ungemessenen Weiten, in denen seine Seele frei sich aufschwingen kann, zu widersprechen scheinen. Ist es doch die Sehnsucht des Schaffenden, sich der Menschheit mitzuteilen, nicht in einem, nur einem beschränkten Kreise verständlichen Ideen, sondern in Geist und Sprache einer Allgemeinheit. Aber gerade, je weiteren Flug seine Schöpferkraft nimmt, desto stärker wird das Band fühlbar, das den Künstler unlöslich mit dem mütterlichen Boden der Heimat verbindet. Kindheit und Jugendeindrücke, von ihrer Eigenart bestimmt, haben die Richtung des Gemütes festgelegt, der sich alle spätere Erfahrung und Betätigung unterordnet. So vertritt die Heimat gleichsam das Prinzip der Tonalität; auf die durch diese bestimmte Haupttonart beziehen sich alle Übergänge und Ausweichungen in fremde Tonarten. Nur wem dieser Zusammenhang in jeder Epoche seines Lebens und Schaffens bewußt bleibt, wird festen Boden unter den Füßen behalten und der Kraft teilhaftig werden, die der heimatlichen Scholle innewohnt. In diesem Sinne ist jede echte Kunst Heimatkunst, nicht Kunst für die Heimat, sondern durch ihre weiterwirkende und stets gegenwärtige Wesenheit ermöglicht und gefestigt.

Siegmund v. Hausegger.

Kleines Erlebnis.

Im Speisewagen saßen wir
Und hatten uns viel zu sagen
Von Krieg und Leben und tröstender Kunst
Und vergangenen fröhlichen Tagen.

„Fettloser Tag", — wir trugen vereint
Der Zeiten kleine Not
Und schmausten gesottnes Rindfleisch
Mit trocknen Kartoffeln und Brot.

Und tranken ein Fläschchen Weines
Mit einem Fläschchen Gies
Und hat uns schon lang nichts gemundet
So gut wie dies.

In Selztal lockte die Kühle
Hinaus aus dem heißen Waggon,
Wir schritten plaudernd ein Weilchen
Über den öden Perron.

Hilf Himmel, — da schnaubte plötzlich
Unser Eilzug an uns vorbei —
Und blank, ohne Hut und Tasche
Standen wir da, wir zwei!

Erst ward geschimpft und gejammert,
Dann sahn wir uns lachend an —
Das tat mit seinem Erzählen,
Dem ich so gerne lauschte,
Der Evangelimann!

Innsbruck 1917.

Sophie v. Khuenberg.

Es muß in der Vergangenheit wurzeln und fest auf dem Boden der Gegenwart stehen, was in den Himmel der Zukunft hineinwachsen will.

Karl W. Gawalowski.

Schöpfungsgeschichte.

Nachdem Gott in der ersten Schöpfungswoche Himmel und Erde, Licht und Finsternis gemacht, dann den Gang der Gestirne geregelt, das Wasser und die Luft mit Fischen und Vögeln, die Erde mit allerhand Tieren bevölkert und endlich aus einem ganz gewöhnlichen Erdkloß den Adam und aus dessen Rippe die Eva geformt hatte — ging er in der zweiten Schöpfungswoche noch einen Schritt weiter und beschloß, die bunte Mannigfaltigkeit, durch die die Tierwelt einen so lustigen und abwechslungsreichen Anstrich erhalten hatte, auch unter den Menschen einzuführen.

So erschuf er denn am ersten Tage dieser Woche, die der liebevollen Ausgestaltung des Menschengeschlechtes gewidmet sein sollte, zuvörderst die Hirten mit allen ihren Spielarten, nämlich die Schaf-, Ochsen- und Schweinehirten und dann auch noch die vielen kleinen Buben und Mädeln, die die Ziegen oder die Gänse auf die Weide führen. Am zweiten Tage erschuf er, um Schritt für Schritt vorzugehen und das Wichtigste zuerst zu erledigen, die Bauern, am dritten die Handwerker, und zwar zuerst die Schuster und Schneider, weil er voraussah, daß man mit Feigenblättern wenigstens in den kühleren Himmelsstrichen doch nicht auf die Dauer sein Auslangen finden würde, dann die Maurer, Dachdecker und Zimmerleute fürs Wohnen und endlich die Schreiner und Schlosser, Hafner und Tapezierer für die innere Ausrüstung der Häuser. Und als er am vierten Tage auch noch die Händler, Krämer und Seefahrer erschaffen hatte, fand er, daß nun für alles Notwendige und Nützliche gesorgt sei.

„Jetzt kann ich mir auch noch einen kleinen Extraspaß erlauben," dachte der liebe Gott, und so erschuf er am fünften Tage den Mann der Wissenschaft. Der stand mit verwildertem Haar und Bart vor ihm, Brillengläser vor den kalten, unerbittlichen Augen, und machte sich mit gerunzelten Brauen sogleich an die Arbeit, die Welt zu zerfasern und in ihre Bestandteile zu zerlegen.

„Um Gotteswillen, was hab' ich angerichtet!" rief der liebe Gott erschrocken. „Der Unglückswurm zerpflückt mir die ganze Schöpfung und wird sie mir und seinen Mitmenschen in kürzester Zeit verleidet haben! Wie fang ich es bloß an, ihn unschädlich zu machen?"

Ja, da war freilich guter Rat teuer, umbringen konnte man den Brillenmenschen nicht, nachdem man ihn schon einmal erschaffen hatte, und auch sonst gab es kein Mittel, sich seiner zu entledigen. Wie ein

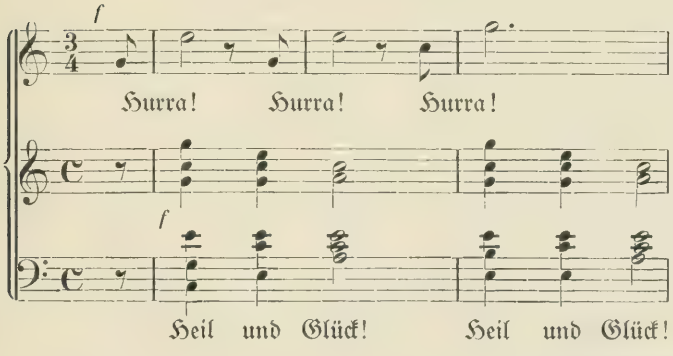
Fels saß er hinter seiner Lampe und mikroskopierte. Und nur ein einziger Schöpfungstag stand noch zur Verfügung, denn am Sabbath mußte selbstverständlich die Arbeit ruhen...

Die ganze Nacht konnte unser Herrgott kein Auge schließen; so sehr er sich auch den Kopf zerbrach, kein Ausweg wollte sich zeigen. Als aber am Morgen die Sonne aufging und mit ihren warmen Strahlen die Erde überflutete, daß es eine Freude war, da kam ihm plötzlich die Erleuchtung. Mit gleichen Füßen sprang er von seinem Lager, breitete die Arme weit aus und — erschuf den Künstler. Der machte große, erstaunte Augen, wie ein eben aufwachendes Kind, lächelte ein wenig und fing dann sogleich an, alles, was der Mann der Wissenschaft in seine Teile zerlegt hatte, wieder zu einer Einheit zusammenzufügen. Und als es Abend geworden war, stand die Welt wieder in ihrer ganzen Schönheit da, ja größer beinahe, reiner und farbenprächtiger, als sie aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen.

Da atmete der liebe Gott erleichtert auf, und da inzwischen der Sabbath angebrochen war, setzte er sich auf seinen Thronsessel, um auszuruhen. Er sah alles, was er gemacht hatte und schmunzelte, denn er war zufrieden. Und er rief den Künstler an seine Seite, klopfte ihm väterlich auf die Schulter und sagte: „Du warst mein rettender Gedanke noch im letzten Augenblick. Komm, setze dich zu mir auf die Stufen meines Thrones! Von dieser überschauenden Höhe wollen wir gemeinsam unser Werk betrachten!“

Emil Ertl.

Dem Komponisten.



E. Mandyczewski.

Des Meisters „Frau Lili."

Als die Weiheklänge Parsifals auf dem Hügel zu Bayreuth zum erstenmale ertönten, wiegte sich im Zauberreigen Klingsors gar verführerisch ein goldblondes, rosiges Blumenmädchen. Mochte ihrem Zauber der „reine Thor" entsagen, so bestrikte um so inniger die holde singende Blume einen warmblütigen Kunstjünger aus dem musikalischen Stabe des Meisters. Ihr Sirenengesang drang mächtig in sein Gemüt und wohl erzitterte auch ihr Herze, wenn er die Glocken des heiligen Grales zum machtvollen Erklingen brachte. Ja! Es war eine herrliche, köstliche Zeit der jungen Liebe! . . .

Lili, die Tochter des um die deutschfreiheitliche Sache hochverdienten Linzer Rechtsanwaltes Dr. Hocke, hatte schon während ihrer Gesangsstudien bei Weinlich-Tipka Wilhelm Kienzl, den Sohn des würdigen Bürgermeisters der steirischen Landeshauptstadt kennen gelernt, doch war die Begegnung auf dem vieleckigen Grazer Jakominiplatze bei der alten Türkensiegessäule nur eine flüchtige gewesen. Erst an kunstgeweihter Stätte, vereint im Dienste einer weltentrückenden deutschen Kunst, sollten sie sich näher kennen und lieben lernen.

Dies ziemte weit mehr der Liebe eines so kunstbegeisterten Paares. Aber in weiter Ferne lag noch die Verwirklichung aller schönen Lebens- und Liebes-Träume!

Lili Hocke verwertete vorerst ihr Kunstkönnen, das die Mitglieder der Münchner Hoftheater Kapellmeister Maier und Schauspielerin Amalia Schönchen zur Reife gebracht hatten, als jugendlich dramatische Sängerin an den Bühnen von Koblenz, Amsterdam und Reichenberg. Sie wurde in den Meisteropern Mozarts, Webers und Wagners sehr gefeiert. Auch die Valentine, Selika und Aida gehörte zu ihren Glanzleistungen. Wilhelm Kienzl vollendete indessen seine erste Oper: „Urvasi". Sicherlich war ihm bei der Heldin des Liebesmärchens Kalidasas seine geliebte Lili vorgeschwebt! Als glückliche Braut wohnte sie der erfolgreichen Uraufführung des Werkes an der Dresdner Hofoper im Jahre 1886 bei und sang von Urvasi begeistert späterhin die dankbare Titelrolle in Linz und Graz.

Endlich schlug die heißersehnte Glückesstunde: Am fünften Julitage 1886 gab es zu Micheldorf bei Kirchdorf im gemeinsamen, engeren Heimatlande Oberösterreich Hochzeit! Hätte es dann schönere Flitterwochen für das junge Paar geben können als — wie einst — -

ein gemeinsames künstlerisches Wirken in Bayreuth mit seinen herrlichen Erinnerungen und stimmungsreichen Anregungen! —

Der Hausstand wurde zunächst in Graz gegründet, wo der junge Meister mit der „artistischen" Leitung des steiermärkischen Musikvereines betraut worden war. Ganz besonders stellte ihm die großzügige Veranstaltung der Jubelfeier des fünfundsiebzigjährigen Bestandes dieses vornehmsten musikalischen Vereines der grünen Mark das Zeugnis hervorragender künstlerischer Leistungskraft aus. Dann gab es musikalische Stationen am Hamburger Stadttheater und an der Münchner Hofbühne, bis der dauernde Aufenthalt seither im behaglichen Heime am Grazer Stadtpark genommen wurde.

Frau Lili hatte sich bereits von der Bühne zurückgezogen, um sich dem Lieder- und Oratoriengesange zu widmen. Schöne Erfolge blühten ihrer Kunst vielfach, so bei einem Konzerte am Bückeburger Hofe, wo Freund Sahla als musikalischer Machthaber waltete, in Wien, wo sie unter Hans Richters Leitung im Bachschen Weihnachtsoratorium sang; und am unvergeßlichsten dürfte ihr der Abend bleiben, bei dem ihr Meister Brahms seine Lieder selbst begleitete. Bei den Liederabenden saß natürlich zumeist der Gatte am Flügel. Er war auch ihr berufenster künstlerischer Berater. Eine Großtat des Künstlerpaares waren die Grazer „Historischen Liederabende" im Jahre 1891: Die Entwicklung des deutschen Liedes wurde mit weit über hundert höchst stilvoll ausgeführten Gesängen genuß- und lehrreich kundgetan. Frau Lili sollte aber auch ihrem Wilhelm noch andere wertvolle künstlerische Dienste leisten: Sie war es, die in richtiger Erkenntnis der künstlerischen Eignung ihres Gatten, ihn auf die rührende Begebenheit des Matthias Freudhofer in den „Papieren eines Polizeikommissärs" von Meißner aufmerksam machte, sie fand auch die Fabel zum „Kuhreigen" in der reizvollen Geschichte der kleinen Blanchefleure in Bartsch' „Sterbenden Rokoko".

Man würde jedoch weit fehlgehen, wollte man bei aller Kunstbegeisterung glauben, daß Frau Lili stets nur im Traumreiche holder Sphärenmusik schwebt. Als sorgsame Hausfrau hält sie alles in peinlichster Ordnung und weiß in Küche und Keller trefflich Bescheid. Eine Einladung bei Kienzls bedeutet daher nicht allein eine anregende, humorvolle Plauderstunde mit dem Meister, sondern auch Genüsse, wie sie selbst einen Brillat-Savarin ergötzen könnten.

Das Bild Frau Lilis, der aufrichtigsten Freundin jeglichen

Behagens, wäre aber unvollständig ohne Betonung ihrer bewunderungswerten Seelenruhe. Auch eine Tugend im Künstler-Eheleben.

Wie sehr der Meister selbst seine allezeit getreue Lebensgefährtin zu schätzen weiß, sprach wohl am besten aus den einst zu mir geäußerten rührend-naiven Worten, daß er, wenn er wieder einmal auf die Welt käme, die einzige Sorge habe, daß er seine liebe Lili nicht wieder finden könnte!

Julius Schuch.

Andante.

Beim Klange dieses göttlichen Andante
Möcht ich dereinst zur letzten Ruhe fahren,
Bei diesen Tönen, deren abgewandte
Klanghymnen oft mir Trost und Segen waren.

Dies wünsch' ich nicht, mich lyrisch zu belügen,
Mich noch im Tod, dem Urstoff rückgegeben,
Mit schönem Wortgepränge zu betrügen:
Mir ist der Tod nur Tod, kein neues Leben.

Ich wünsch' mir diese Klänge für die Guten,
Die meinen Leichnam an das Grab geleiten;
Vielleicht sind Herzen da, die leidend bluten
Und denen diese Töne Trost bereiten.

Ich wünsch' mir diesen Hymnus ob der Vielen,
Die, innen kalt, im Leichenzuge gehen
Und sehr erregte Mitleidsgaukler spielen;
Denn der Musik kann niemand widerstehen.

Und ob der Neider, sie begleiten jeden,
Die mir, wer weiß, warum, die Ruh' nicht gönnen.
Mit ihrem Groll wird das Andante reden,
Daß sie die Schaufel Sands mir spenden können...

Hugo Salus.

An Meister Wilhelm Kienzl
zum 60. Geburtstage.

Heilig war das Feuer immer,
Das in deinem Herzen flammt,
Weil dein Werk dem echten Krongut
Liebereifer Kunst entstammt.
Klang um Klang hast du gewoben
Aus der Seele tiefstem Ton —
Und als Echo weht die Liebe
Dir nun zu den reichsten Lohn.
Doch daß du in Kunst und Leben
Volkstreu deutsch auch bist geblieben,
Sei in harten Siegfriedstagen
Leuchtend auf ein Blatt des Kranzes
Wohlverdienten Ruhmesglanzes
Mit besondrem Stolz geschrieben.

Im Kriegsjahr 1917. Abg. **Heinrich Wastian.**

Absage.

Ich hab' das Leben erschlagen
Mit des Traumes goldener Wucht,
In erdferner Bilder Tagen
Mir endlich Erlösung gesucht.

Hinter ehernen Gitterstäben
Sah ich rasen sein wildes Getier,
Davon blieb dies Grau'n und Beben
In schaudernder Seele mir.

Und weil ich's nicht konnte fassen,
Wie die Vielen in Schmutz und Lust,
Hab' ich's als Törin verlassen
Mit dem heiligen Grau'n in der Brust.

Wien, 1916. **M. E. delle Grazie.**

Sinfonie des Lebens.

Väter.

Der Tag ist grau. — — —
Welkes, regennasses Laub liegt am Boden.
Helle, feingeformte Tropfen fallen vom Himmel herab —
Urbilder des Lebens!
Der Vater weint. — — —
Warum weint er?
Es ist doch Tag!

Der Sturm heult auf!
Knutenschwingend schreit er vom Weh.
Über die Gipfel rast er hinab zu den Gründen,
Die ducken sich tief hinunter zum Moor. —
Das liegt in Schauern der Unergründlichkeit
Und kaut schwarze Erde . . .

Immer rieseln die Tropfen! —
Sie fliegen auf unsichtbaren Schwingen dahin.
Treibt sie der Sturm? — Hetzt sie das Weh?
Der Sturm zerpeitscht sie zu neuen Formen,
Sie füllen den Raum mit neuerstandenen Wesen —
Das All ist ganz Treiben des Sturms!
Es zittert und bebt wie einst am Urtag
Und weitet die Räume.
Zum Bersten sind sie schon voll —
Ein Chaos, das sehnend nach Stunden der Rast.

Immer rieseln die Tropfen! —
Der Vater weint.
Der Sturm heult lachende Lieder des Wahnsinns dazu,
Das welke Laub liegt schweigend am Boden . . .

Der Sturm heult auf!
Hat ihn ein Stärkrer gefangen? —
Er rasselt mit blinder Vernichtungswut!
Er tobt wie ein Tier hinter Gittern!

Er schlägt mit ewigen Ketten ans Tor des Lebens
Und wälzt sich im Staub der Erde mit seinesgleichen.
Er fletscht die blendenden Urtierzähne
Und kaut seinen Schrei,
Sein eigenes Leben
Und wird ruhig dabei . . .

Noch immer rieseln die Tropfen! —
Der Vater weint. —
Warum weint er?
Es ist doch Tag!

Die Tropfen singen vom Schlummer. — — —
Das weckt des Urtiers ruhende Kraft.
Es schwingt seine Knute und peitscht die eigene See
Zum Kerker hinaus.
Der weitet im Weh des Abschieds den Raum
Und bricht darunter zusammen . . .

Da züngelt die Lohe empor!
Es knistert und prasselt hinter dem Flüchtling einher!
Krachend, polternd, donnernd fällt in das All
Die Flammensäule hinab!
Wohin sie stürzt dort reißt sie in Stücke
Die ruhende Seele des Raums.
Taumelnd rast sie zurück! —
„Zurück! — Zurück!“ —
Schreit irgend ein Echo vom Glück . . .

Doch in des Sturmes wüstem Gebärden
Erstirbt diese Stimme. — — —
Die Tropfen rieseln,
Der Vater weint. —

Die Knute schneidet durchs Wesen der Räume! —
Die Fäuste des Sturmes haschen das Urbild des Lebens
Und ballen zu bleiernen Kugeln es fest.
Spielzeug des Sturmes,
Stolz seines Wahnsinns,

Ziel seiner Sehnsucht,
Rollt nun der Urgewalt'ge hinab —
„Hinab! — Hinab" —
In irgend ein Grab!

Schon sieht er von ferne es leuchten
Grünschillernden Leibes.
Weiße und graue Bänder flattern zum Gruß —
„Bruder! Nun endlich!" — Rollt es aus Tiefen.
Und jauchzend wirft er nun Tropfen
Und Kugeln und Säulen und Sonne
Und dann noch sich selber ins Meer!

Das liegt nun mit breitem Lächeln im Raume,
Kaut Sturm und Verderben, trinkt Tränen —
Schlingt Kugeln und Säulen hinab —
„Hinab! — Hinab" —
In das urewige Grab!

Weit drüben aber leuchtet die Erde,
Ein Stern — und sonst nichts!

Und auf ihr steht einer, der Sumpf und Sturm und Meer! —
Wo kam er her? — — —

Mütter.

Mit geschmeidigem Finger klopft es ans All!
Die Mutter lauscht. —
Hört sie die Tropfen rieseln? — — —
Mit weiten Pupillen starrt sie hinan!
Was sieht sie dort oben? —
Es ist doch Nacht!

Und wieder pocht es ans All!
Da hebt sich der Schleier vom nächtlichen Raum. —
Er liegt im Weh des Gebärens
Und stöhnt und ächzt und wälzt sich zur Erde.
Millionen dunklere Räume fallen
In tönender Leere herab aus den Höhen,
Zerschellen zu tausend ächzenden Wesen.
Die streben einander zu und wollen bauen.

Noch immer klopft es ans All mit geschmeidigem Finger!
Die Mutter lauscht. —
Hört sie die tönende Leere? —
Mit weiten Pupillen starrt sie hinan! —
Was sieht sie dort oben? —
Es ist doch Nacht!

Und diese greift nun nach blitzenden Speeren des Nachbars,
Nach Waffen und Schilden fürs eigene Haus
Und sammelt und sammelt . . .
Blüten und Kränze sammelt sie auch!
Schwere Lasten schleppt sie von hinnen —
Immerzu — immerzu! —
Speere und Schilde,
Kränze, Blätter und Blumen!
Die Dornen läßt sie am Wege für andere liegen.

Die Mutter lauscht!
Hört sie die Tropfen rieseln? —
Mit weiten Pupillen starrt sie hinan!

Nun sausen die Speere durch dämmrige Lüfte!
Die ächzenden Wesen ringen im Kampfe!
Sie wollen bauen.
Hoch oben rollt ein Rad.
Im Sande der Ewigkeit knirscht sein Reifen . . .

Die Mutter lauscht.
Hört sie das Knirschen im Sande über Leiber ringender Wesen?
Vernimmt sie die tönende Leere? —
Hört sie die Tropfen rieseln? — — —
Mit weiten Pupillen starrt sie hinan!

Immer schneller rollt das Rad.
Seine Speichen funkeln und flimmern!
Farben reiten im All auf rasenden Rossen!
Schilde klingen! Speere sausen!
Ein gewaltiges Beben beginnt,
Haufen von Zeit und Ewigkeit zu zerbröckeln! — — —

Nun schwebt es herab zur schaudernden Erde,
Bedeckt sie mit Stückwerk des Himmels
Und ruft nach Vollendung des törichten Tuns.
Das All ächzt und stöhnt und wälzt sich in Schmerzen!
Es kriechen die Larven hervor, die Würmer suchen den Strom!
Des Urseins Wohnung erwartet die kräuchenden Gäste . . .

Da berstet der Raum! — — —
Hinausgestoßen, geschleudert ins bebende All
Ward nun das Licht
Und — zerbricht. . .

Lauscht die Mutter nicht mehr?
Will sie den Ton nicht hören
Vom brechenden Licht?

Hört sie nicht Knirschen im Sande? —
Vernimmt sie nicht tönende Leere? —
Hört sie nicht Tropfen rieseln?

Nun vollendet die Nacht ihr törichtes Tun
Und würfelt Larven und Würmer und Räume und Zeiten
Zu lüsternem Reigen zusammen!

Ein Jauchzen beginnt nun vom Knirschen im Sand
Über Leiber ringender Wesen!
Von tönender Leere, von rieselnden Tropfen
Von brechendem Licht! —
Hört es die Mutter nicht?

Mit weiten Pupillen starrt sie hinan! —
Was sieht sie dort oben?
Es ist doch Nacht!

Weit drüben aber leuchtet die Erde,
Ein Stern — und sonst nichts!

Und auf diesem steht einer, der Larve und Wurm
Und tönende Leere des zerbrochenen Lichts —
Sonst nichts! — —

Aufbrüllt der Sturm
Über die Taubheit der Mutter,
Über die Tränen des Vaters.

Doch der Tag löscht mit großer Gebärde
Die beiden aus
Und alle die kleinen und kleinsten Räume
Der Teilung im All.
Eins will er nur: Macht —
Eins sucht er: Vollendung!
Gesetze und irdische Pflichten
Kommt er mit ewigen Maßen zu richten! —

Keiner muß da sein, den die Erde nicht braucht zur eigenen Schwere!
Und sie braucht keine der Larven und Würmer,
Der ringenden Wesen, der tönenden Leeren,
Der brechenden Lichter,
Der Sümpfe und Stürme und Meere!

Darum weinen die Väter und lauschen die Mütter,
In diesen beiden lauscht und weint schon das Kind . . .

Mit geschmeidigem Finger klopft es ans All! — — —
Des Urseins Wohnung erwartet die kräuchenden Gäste . . .

Sturmflut rast! Es weiten sich Sümpfe und Moor!
Daraus schwebt etwas empor —
Das Wesen des Zwiespalts in Schlamm der Zeit gekleidet. —
Hat darauf die Mutter gelauscht? —
Hat darum der Vater geweint? —
Es scheint
Und ist dunkel!
Es hört und ist taub!
Es ist und ist nicht —
Zerbrochenes Licht!

Nur Stücke fallen zur Erde!
Sie braucht sie nicht
Und schleudert mit großer Gebärde
Sie alle von sich!

Sie fletscht die blendenden Urtierzähne
Und kaut ihren Schrei,
Ihr eigenes Leben
Und wird ruhig dabei . . .

Keiner muß leben, den die Erde nicht braucht zur eigenen Schwere!
Und sie braucht keine der Larven und Würmer,
Der tönenden Leeren, der Wesen des Zwiespalts,
Der brechenden Lichter,
Der Sümpfe, der Stürme und Meere —
Zur eigenen Schwere!

Und leuchtet! Ein Stück des zerbrochenen Lichts,
Sonst nichts!

Aber dort steht einer, dem Lauschen und Weinen
Als göttliches Walten will erscheinen!
Und ist doch nur Taubheit und Torheit,
Sonst nichts! — Ein frevelndes Spiel
Mit Zerstören und Bauen und schwankendem Ziel!

Keiner muß kommen, den die Erde nicht braucht!
Und sie braucht keine der tönenden Leeren! — — —
Die Trümmer von zerbrochenem Licht
Braucht sie nicht!

Warum lauscht noch die Mutter? —
Warum weint noch der Vater? —
Sie wissen es nicht!
Sie suchen wohl zerbrochenes Licht
Für eine Nacht.
Und brechen selber dabei
Entzwei . . .

Humbert Salvator.

Himmelfahrt.

Eine Romanze des **Edmund Reimer-Ironside.**

Das Tor des Himmels öffnet sich sonnenweit:
„Herr, viele Seelen wollen zur Herrlichkeit!"
Ein Gottesstrahl trifft ihren Warteort,
Den Sonnenflug bannt eines Gottes Wort:
„„Verkündet selbst, was ihr gewesen seid!""
„„„Wir trugen, Herr, auf Erden dein Priesterkleid.
Wir haben all' unsre Tage dein Wort bewacht!""

Das Tor des Himmels öffnet sich sonnenweit:
„Herr, eine Seele will in die Herrlichkeit!"
Ein Gottesstrahl trifft ihren Warteort,
Den Sonnenflug bannt eines Gottes Wort:
„„Verkünde selbst, was du gewesen bist!""
„„„Ich war auf Erden dein, des Jesuchrist
Gesalbter Stellvertreter auf Petri Thron.
In Demut komm ich, ohne Sinn für Lohn —""

Wer mir gedient, im Geiste wie er mein,
Ist gleichen Lohnes, gleicher Größe wert:
Es ist der Mensch, der eine Arbeit ehrt!"

Das Tor des Himmels öffnet sich sonnenweit:
„Herr, viele Seelen wollen zur Herrlichkeit!"
Ein Gottesstrahl trifft ihren Warteort,
Den Sonnenflug bannt eines Gottes Wort:
„„Wir schufen, Herr, der Erde täglich Brot
Und unser ward der Erde Hungersnot!""
„„Was ihr ersehnt, das seid ihr! Was ihr seid,
Ihr wolltet es im Tieftraum eurer Zeit!
Die Gotteskinder träumen Schönheit, Glanz, —
Die andern: ihrer Erde Freudenkranz.
Euch werde hier, was irdisch Reichen ist:
Ein Freudenleben, das sein Selbst vergißt!"

Das Tor des Himmels öffnet sich sonnenweit:
„Herr, Mutter und Kindlein wollen zur Herrlichkeit!"

Ein Blick des Herrn — das Weib sank in die Knie
Und reichte stumm das Kindlein Sankt Marie —
Das heil'ge Weib tat, was geschehen mußt,
Es nahm das Elendskind an seine Brust.
Und aller Himmel ward von Glück erfüllt.
Da sprach der Herr zur Mutter ernst und mild:
„„Du tötetest dich selber und das Kind,
Denn deine Liebe war vor Hunger blind:
Du mußt nun leiden reiner Feuer Pein ...'''
„„„Wenn nur mein Kindlein darf im Himmel sein ...''''
Sie ging und wandte noch einmal den Blick.
Da führte Gott sie in das Licht zurück:
„„Du trugst um einen Menschen gerne Leid —
Sei mir gegrüßt in meiner Seligkeit!
Dein Kind, es soll im ew'gen Frühlingswehn
Vor meinem Thron als Engel der Sehnsucht stehn!'''

Das Tor des Himmels öffnet sich sonnenweit:
„Ein Künstler und sein Lieb wollen zur Herrlichkeit!"
Da ging der Herr hinaus vor's Himmelstor:
„„Als einst der Mensch das Paradies verlor,
Schuft ihr es neu und wahrtet durch die Zeit
Die Schönheit als das Bild der Göttlichkeit.
Vergesset, daß ihr schon für mich gelebt!
Vergeßt, daß ihr gelitten und gestrebt!
Erfüllt euch mit des Himmels hellstem Schein:
Ihr sollt auf Erden meine Heimat sein!
Euch sei nicht Lohn, was andern Löhnung ist.
Sorgt, daß daheim man nicht den Mensch vergißt
Ob Himmelsdienst ... Werdet auf Erden neu
Als meine Seelen, mir in Schönheit treu!'''
Und küßte heiß den Künstler und sein Lieb
Und stand noch, schauend, lächelnd, blieb und blieb
Solange an der goldnen Pforte stehn,
Wie es Sankt Petrus niemals noch gesehn ..."

Lichtsucher.

Ihr, die das Licht ihr suchen geht,
Ob auch viel Unbill euch begegnet
Und eure Zeit euch nicht versteht,
So bleibt doch euer Tun gesegnet.

Könnt ihr auch nur das heilige Ziel
Von fern — gleich dem Propheten — ahnen,
Es folgen einst der Streiter viel
Auf den von euch erschlossnen Bahnen.

Und immer näher rückt die Schar
Dem Schein, dem goldenen, entgegen,
Und was uns Traum und Sehnsucht war,
Erblüht ihr hold auf ihren Wegen.

Erst nach Jahrtausenden vielleicht,
Doch kommen wird die große Stunde,
Daß auch das Höchste ist erreicht
Und sich erschließt die letzte Kunde.

Ihr, die das Licht ihr suchen geht,
Ob auch viel Unbill euch begegnet
Und eure Zeit euch nicht versteht,
So bleibt doch euer Tun gesegnet.

Karl W. Gawalowski.

Die geschichtliche Bedeutung eines Künstlers wird meist viel später von dem rückschauenden Betrachter erkannt. Der Lebende und Schaffende darf kaum erwarten, daß seine Eigenart klar erfaßt, seine Persönlichkeit gerecht gewürdigt werde. Und selbst, wenn dies ihm beschieden ist, bleibt der Platz, der ihm in der Entwicklung seiner Kunst anzuweisen sein wird, einstweilen noch unbestimmt. Man weiß eben noch nicht, wie er selbst diese Entwicklung beeinflussen mag. Zeitweiliger Erfolg oder Mißerfolg, modische Beliebtheit, parteienmäßige Vergötterung, erbitterte Gegnerschaft, allgemeine Nichtbeachtung sagen wenig oder nichts darüber aus. Im Falle Kienzl läßt sich aber doch bereits eine geschichtliche Tatsache feststellen.

Zu einer Zeit, als die deutschen Musiker und die Text„dichter“,

von denen sie sich bedienen ließen, ihren falsch verstandenen Richard Wagner noch lange nicht überwunden hatten, noch tief im germanischen Götternebel und in ihren schwülstig aufgeregten, chromatisch wühlenden Partituren staken, die vor lauter Leitmotiven keine Musik sehen ließen — zu einer Zeit, als infolgedessen die rohe, unbedenkliche, aber immerhin ehrliche und wirksame Stoffwahl und musikalische Gestaltung in den Erstlingen von Mascagni und Leoncavallo gerade in Deutschland als Erlösung begrüßt wurde und als dann auch die leeren Theaterwirkungen, der gefällige Realismus, die seichte Unnatürlichkeit Massenets und Puccinis immer mehr Eingang auf den deutschen Bühnen fanden — zu dieser Zeit haben zwei liebe deutsche Männer das richtige Verständnis Wagners gelehrt, den Geschmack der Opernfreunde wieder in die rechten Bahnen gelenkt und mit lieben deutschen Werken von gediegener künstlerischer Form und echt menschlichem Gehalte einen verdienten großen Erfolg errungen: Engelbert Humperdinck und Wilhelm Kienzl.

Humperdincks „Hänsel und Gretel" ist als Märchenoper dem mythischen Drama Wagners in Stoff und in der Gesamtfarbe noch verwandt. Aber wie ist da jedes falsche Pathos, jede Aufhauerei vermieden! Ein kindlicher Märchenton durchweht das Ganze, in dem ja auch Kinder die Hauptrollen spielen und das den Kindern stets die größte Freude bereitet. Der anmutigen Dichtung, den reizvollen Bühnenbildern entspricht das poetische Element in der Partitur, die zahlreichen echten Volksweisen und volkstümlichen Melodien, die allerdings nur der gelehrigste Schüler des Meisters so fein und geschickt zu verwerten und mit den berückendsten orchestralen Farben zu bekleiden vermochte, ohne ihren ursprünglichen Charakter zu entstellen.

Kienzls „Evangelimann" weist stofflich und nach der Art des dichterischen Entwurfes in die Nähe der jungitalienischen Veristenschule. Eine in den Voraussetzungen alltägliche, in der Entwicklung kriminalistisch zugespitzte Geschichte aus dem bürgerlichen Leben ward da ohne Schwanken und Zaudern, mehr episch als dramatisch gegliedert, für die Bühne hergerichtet und in Musik gesetzt. Aber wie herzerquickend unterscheidet sich dieses Werk von den Erzeugnissen des nackten und brutalen Verismus! Zeit und Ort der Handlung sind uns wohl vertraut und dennoch liegt ein Schimmer von Romantik darüber: Alt-Wien, Halbvergangenheit, nah und fern zugleich, umsponnen von unseren Jugenderinnerungen und den Träumen unserer Sehnsucht. Dazu eine Musik, die auch diesen Heimatzauber hat: Tanzweisen, die neben Lanner und Strauß mit Ehren bestehen können, und ein Leiermann, der sogar einen

richtigen Lannerschen Walzer aufspielt. In aller Welt, nicht bloß in Wien oder Österreich, haben die Kegelszenen im ersten Akt und die Kinderszenen des zweiten durch ihre Wärme, ihre Frische und durch das Heimatliche in ihnen den stärksten Eindruck gemacht.

Die rührende Geschichte aber, welche diese Episoden umrahmt, verbindet und ihnen erst den rechten Halt verleiht, ist in einer Weise musikalisch dargestellt, die in jedem Takte die fiebernde Erregung kundgibt, mit der der Tondichter einst, nachdem er seinen Stoff in den novellistisch gehaltenen Lebenserinnerungen eines alten Polizeibeamten gefunden hatte, auch gleich daran ging, ein „musikalisches Schauspiel" daraus zu formen, und nicht einschlafen konnte, ehe er nicht, in der schöpferisch wirkenden Stille der Nacht, die Grundzüge der neuen Form gefunden hatte. Diese Erregung überträgt sich auch auf den Hörer — und mochte auch eine strenge (im Grunde eigentlich nur hochmütige) Kritik am Bau des Dramas ebenso viel auszusetzen haben wie an der musikalischen Durcharbeitung, in der das Liedmäßige und Volkstümliche mit einer ganz ersichtlich noch von Wagner beeinflußten, schwunghaften Tonsprache vielleicht nicht einheitlich genug verschmolzen ist, so weiß sich doch niemand der leidenschaftlichen Beredsamkeit zu entziehen, mit der uns der „Evangelimann" das „Liebe deine Feinde" predigt. Für kein Verständnis zu hoch, für keinen Geschmack zu niedrig, hat dieses Werk als ein Muster einer modernen deutschen Volksoper zu gelten.

Humperdincks „Hänsel und Gretel" tritt im Spielplan schon merklich zurück; Kienzls „Evangelimann" wirkt noch immer so stark wie einst und gewinnt sogar noch immer an Verbreitung. Humperdincks „Königskinder" — ein musikalisch entzückendes Werk, nur leider an einem ungesunden Text krankend — haben den Erfolg des älteren Werkes bisher nicht erreichen können; Kienzls „Kuhreigen", dem „Evangelimann" in gewisser Beziehung verwandt und ebenbürtig, in anderer Hinsicht Neues und Besonderes aufzeigend, hat einen Welterfolg wie jener errungen. Alles in allem: Kienzl hat Taten vollbracht und Beispiele gegeben, denen geschichtliche Bedeutung zukommt. Das liegt heute schon zutage.

Wenn wir uns aber vergegenwärtigen, daß manches von dem Besten und Tiefsten, was er geschaffen, noch gar nicht bekannt oder beachtet ist, so dürfen wir annehmen, daß sein Ruhm nur noch wachsen, sein Einfluß sich noch steigern, unser Stolz auf ihn sich noch mehren wird.

Max Morold.

	Seite
Ambrosi	Titelseite
Decsey E. Dr.	12
Ernst Otto	15
Ertl Emil	44
Fischer Wilhelm	40
Gawalowski Karl	43, 59
Ginzkey Franz Karl	12
Gnad Ernst	11
Grazie M. E. delle	49
Grünstein Leo, Dr.	31
Hagen Adolf	4, 20
Hagen Hilde	5, 17, 21
Hausegger Siegmund v.	42
Hirth Friedrich, Dr.	39
Horn Kamillo	18
Jüllig Hans	16
Khuenberg Sophie v.	43
Kienzl Hermann	28
Laker Karl, Dr.	35
La Mara	40
Madjera Wolfgang	15
Mandyczewski E.	45
Mojsisovics Roderich v.	6
Molo Walter v.	24
Morold Max	59
Naaff Ant. Aug.	14
Polzer Aurelius	19, 41
Reimer-Ironside Edmund	57
Roda Roda	40
Rosegger Peter	12
Salus Hugo	48
Salvator Humbert	50
Schaukal Richard	30
Schuch Julius	46
Seelich Franz, Dr.	20
Starcke Gustav	34
Steiner-Wischenbart Josef	19
Strauß Richard, Dr.	2
Stubenberg Mathilde	18
Trebitsch Siegfried	27, 29
Triebnigg Ella	23
Wallnöfer Adolf	38
Wastian Heinrich	49
Weingartner Felix v.	32
Wiener Oskar	13

FOR USE IN THE LIBRARY ONLY

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

ML
55
K47F4

Festschrift zum sechzigsten
Geburtstage des Meisters
Wilhelm Kienzl

Music

FOR USE IN THE LIBRARY ONLY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 13 21 01 10 022 6

Deutsche Vereins-Druckerei Graz.